

Heilkraft der Sprache und Kulturarbeit

Internetzeitschrift für Poesie- & Bibliothherapie,
Kreatives Schreiben, Schreibwerkstätten, Biographiearbeit,
Kreativitätstherapien, Kulturprojekte

Begründet 2015 von *Ilse Orth* und *Hilarion Petzold* und
herausgegeben mit *Elisabeth Klempnauer*, *Brigitte Leiser* und *Chae Yonsuk*

für das

„Deutsches Institut für Poesietherapie, Bibliothherapie, Sprachkultur
und literarische Werkstätten“

an der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien
und Kreativitätsförderung“ (EAG) in Verbindung mit der
„Deutschsprachigen Gesellschaft für Poesie- und Bibliothherapie“ (DGPB)

Thematische Felder:

Poesietherapie – Poesie – Poetologie

Bibliothherapie – Literatur

Kreatives Schreiben – Schreibwerkstätten

Biographiearbeit – Narratologie

Narrative Psychotherapie – Kulturarbeit

Intermethodische und Intermediale Arbeit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper, Hückeswagen
Heilkraft Sprache ISSN 2511-2767

Ausgabe 08/2018

**Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik -Konzepte
moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die
Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes**

Lotti Müller, St. Gallen;

*Hilarion G. Petzold, Düsseldorf, Amsterdam**

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper. Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Erschienen in *Integrative Therapie* 2-3/1999, Seite 187-250.

Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes

Lotti Müller, St.Gallen;
Hilarion G. Petzold, Düsseldorf, Amsterdam*

1. Einleitung – Zum Kontext

Volksmusik gehört wie Volkstänze, Volksmärchen und anderes „Volksgut“ zu den identitätsstiftenden Momenten einer *Volks-gemeinschaft*, ganz gleich, ob sich diese Gemeinschaft als Territorialstaat, als Nation mit einem klaren völkerrechtlichen Status oder als ethnische Gruppierung in einem „Vielvölkerstaat“ darstellt. Die „*Kulturarbeit*“ und die aus ihr hervorgehenden kulturellen Leistungen eines Volkes, wie sie sich in Volksliedern, Brauchtum, Überlieferungen zeigen, konstituieren – neben Sprache, Territorien, Geschichte, Dokumente, Verfassung etc. – ein wichtiges Moment seiner *Eigen-art*, durch die dieses Volk „von außen“, von andern Völkern „*identifiziert*“ wird. Durch diese „*Identifizierungen*“ von „außen“ und die damit verbundene Erfahrung eines *Anderen*, im Kontakt mit diesem Fremden, kann *Eigenes* klarer erfahren werden und wird auch Fremdes als solches vertraut, denn „das Eigene wächst am Fremden“, wie *Petzold* (1995f) bei seinem Eröffnungs- und Festvortrag auf dem internationalen Symposium des Orff-Instituts „Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Mozarteum“ zum hundertjährigen Geburtstag von *Carl Orff*, am 29. Juli 1995 in Salzburg herausstellte. Fremdes gewinnt dadurch die Chance, nicht zum Bedrohlichen zu werden, sondern zum Moment eines *reziproken bzw. doppelt reziproken Identitätsprozesses*, in dem die Angehörigen unterschiedlicher Völker oder Gruppen sich jeweils nach „außen“ zum Nachbarn hin als „zugehörig“ erleben und nach „innen“ eine Zugehörigkeit durch „*Identifikation*“ mit „ihrem“ Volk aufbauen und erhalten können. *Identitätsprozesse* zwischen und in komplexen Gemeinschaften können deshalb nicht linearkausal be-

* Aus der „Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit“ (Düsseldorf / Hückeswagen), der Faculty of Human Movement Sciences, Free University of Amsterdam und dem Gerontopsychiatrischen Zentrum Hegibach (Leitung: PD Dr.med. Ursula Schreiter), Psychiatrische Universitätsklinik Zürich

trachtet werden, sondern sind als „multiple Konnektivierungen“ (Petzold 1998a) zu sehen. Für das Entstehen von „Volksgütern“ muss demnach die Matrix eines Volkes mit seiner Kultur im Kontext anderer Völker mit ihren Kulturen als einer „Hypermatrix“ vorhanden sein. Diese faktisch gegebene „Hypermatrix“ begründet ein explizites und implizites Wissen um die eigene Kultur und eine „Multikulturalität“. Unser Kulturverständnis und unser Kulturbegriff sei kurz umrissen:

„Lebendige **Kultur** gründet in einem *kulturellen Raum/Feld* mit seinen Grundbeständen (Territorien, Landschaften, Sprache) und Dokumenten (Monumente, Archivalien, Literatur usw.) und begründet *diesen Raum/dieses Feld* zugleich durch *Emergenzphänomene*, welche aufgrund kulturschaffender Prozesse von sozialen Gemeinschaften und Gruppen, aber auch von Individuen zustande kommen. In diesen Prozessen *emergiert* Kultur als Qualität mit spezifischen Qualitätsmerkmalen aus der Matrix der vielfältigen Konnektivierungen von *kulturellen Mustern/Schemata* als Mikrophänomenen, *kulturellen Stilen* und *kulturellen Strömungen* als Meso- und Makrophänomene sowie durch die Verbindungen zu der Hypermatrix der umliegenden Kulturen. **Kultur** wird als solche innerhalb und außerhalb des Raumes/Feldes wahrnehmbar. Dabei kann es territoriale (ländergebundene, z.B. die Schweizer Kultur) und transterritoriale (z.B. die deutsche Kultur weltweit) Kulturräume geben, Makro-, Meso- und Mikrokolturen (National-, Organisations-, Teamkulturen usw.)“. Der Kulturbegriff kann vielfältig verwendet und spezifiziert werden (vgl. Petzold 1998a, 312), abhängig davon, für welchen Kontext, welche Felddimension (Petzold et al. 1999) man ihn verwendet (z.B. Makro- oder Mikrobereich). Immer aber beinhaltet er ein synergetisches Moment. Er führt Elemente zusammen zu einem übergeordneten Ganzen. In einer *Kultur als Gesamt kollektiver Kognitionen, übergreifender emotionaler und volitiver Lagen* (Petzold 1998a, 244) verbinden sich eine Vielzahl kultureller Strömungen, Stile, Muster/Schemata zu einer Textur, die für all diese Phänomene einen Kontext bietet, eine Matrix der Vernetzung mit einem je spezifischen „Emergenzpotential“ (ibid., 236ff, 312), d.h. einer Generativität bzw. Kokreativität (ibid., 264, 272, 294). Kulturgüter, z.B. Volkskunst und Volksmusik, können als *Emergenzen* dieser Kokreativität gesehen werden, die auf der Mikroebene die Form von kulturellen Mustern/Schemata haben, welche sich wiederum auf der Mesoebene zu einem „*Stil*“ als *Synergem von kulturellen Mustern* oder auf einer Meso- oder Makroebene zu einer „*Strömung*“ als *Synergem von Stilen* zusammenschließen. *Volksmusik kann als Strömung mit unterschiedlichen Stilen und spezifischen Mustern im Rahmen einer Kultur betrachtet werden.* Sie macht das „Eigene“ der Kultur prägnant und sensibilisiert damit für andere Kulturen.

Dieses sensibilisierte Wissen kann eine unterschiedliche Prägnanz und Qualität haben, je nachdem, ob man viel oder wenig über das Andere weiß, ob das Fremde als bedrohlich, feindlich gar oder als interessant und bereichernd erlebt wird. Je intensiver Kontakte zwischen Kulturen sind, es also zu *interkulturellen* Prozessen wirklicher *Interkulturalität*, d.h. geteiltem, erlebtem, wertgeschätztem Wissen um die „Andersheit des Anderen“ kommt – wir übertragen diesen Topos von Lévinas (1983) auf Kollektive –, desto fruchtbarer und friedlicher kann Zusammenleben zwischen Menschen und Völkern werden. Wird „Eigene“, werden eigene „Kulturgüter“ als Identitätsmerkmale geteilt, mit Anderem konnektiviert, entsteht die Chance, dass unterschiedliche Kulturen in Begegnung und Auseinandersetzung, in

„Ko-respondenz“ (Petzold 1993e), „Transqualitäten“ generieren: d.h. es *emergieren* (idem 1998a, 41, 250) neue Qualitäten, die übergreifend sind, die vor dem Hintergrund „vielfältiger Unterschiedlichkeit“ der Kulturen zu „Transkulturalität“ finden mit einem neuen „Kulturgefühl¹“ und „Kulturbewusstsein²“ (vgl. *ibid.* 314f). Und hier gilt es zu sehen, dass *Kulturen* im Wandel sind, auch und gerade in den Makroebenen, was für die Diagnostik und Therapie große Bedeutung hat, wie wir in früheren Arbeiten herausgearbeitet haben (Müller/Petzold 1997, 1998), deren Intentionen wir mit diesem Text weiterführen. Die Medien haben nach dem Zweiten Weltkrieg einen ungeheueren Informationsschub bewirkt, der zum Ende des Millenniums akzeleriert ist: Europäisierung, Globalisierung, Cyberspace (idem, 1998) haben zu einer *Transformationsdynamik* geführt, die auch das, was im „kulturellen Gedächtnis“ (Halbwachs 1985; Assmann/Hölscher 1989; A. Assmann 1999; J. Assmann 1999) aufgehoben und bewahrt ist, das was an Kulturgütern präsent ist, in massive Veränderungsprozesse stellt. Die *Hypermatrix* des Internet stellt natürlich auch Identitätsprozesse auf der individuellen wie auf der kollektiven Ebene in grundlegende Veränderungsdynamiken (Turkle 1998). Diese Veränderungen sind noch nicht in ihrem gesamten Ausmaß realisiert worden – einmal, weil das *Verschwinden* (Petzold 1982d; Virillo 1980) mancher „Volksgüter“ und Traditionsbestände „unbemerkt“ erfolgt, zum anderen, weil bestimmte Formen der Traditionspflege den Wandel des Stellenwertes von „Volksgut“ kaschieren und schließlich, weil diese Prozesse derzeit noch so virulent sind, dass es zu wenig Exzentrizität zu ihnen gibt. Diese kann gewonnen werden, wenn man in spezifischen Bereichen, z.B. mit Bezug auf das Liedgut und besonderen Praxisfeldern, etwa in der Musiktherapie, mit Bestandsaufnahmen und *explorativen Studien* beginnt – und als solche ist die vorliegende Arbeit zu verstehen.

Volksmusik erwächst aus dem Zusammenleben, aus gemeinschaftlichem Erleben und Tun in einem Volk. Gleichzeitig trägt sie aber auch zu diesem Zusammenleben und Tun bei, so dass *linear-kausale Ursache-Wirkungs-Verhältnisse* durch eine multikausale, *prozessuale bzw. dialektische Betrachtungsweise* ersetzt werden müssen. *Kulturarbeit* bringt „Güter der Kultur“ hervor, Güter und Kultur ermöglichen und vertiefen Kulturarbeit. Volkslieder entstehen aus den *Identitätsprozessen* eines Volkes, die Identitätsprozesse werden ihrerseits in bestimmten Bereichen wieder durch das gemeinsame Singen von Volksliedern, durch ihre Überlieferung, ihre Einbettung in soziale Ereignisse bekräftigt. Auch wenn bestimmte Bestände des „Volksgutes“ (Bauwerke, Märchen und Sagen, besondere Plätze, charakteristische oder bedeutungsgeladene Landschaften oder Teile von Landschaften) in ihrer jeweiligen Bedeutung in unterschiedlichen Epochen bzw. historischen Situationen unterschiedliche Ge-

wichtigungen haben können, sind sie jeweils für sich genommen und im Rahmen des Gesamtbestandes der *Kulturgüter* für die Identität von Völkern so wesentlich, dass sie vielfach besondere „Pflege“ erfahren. Die „Sorge“ für Güter der Kultur ist ein Anliegen, das man bei allen Völkerschaften ausgeprägt findet. Es wird damit die Dimension der Historie, der „Geschichte eines Volkes“, sein Weg durch die Zeit als ein wesentliches, identitätssicherndes Moment herausgestellt. Volksmusik ist in den historischen Prozess eingebettet. Sie ist damit einerseits als Dokument des kollektiven Gedächtnisses (*Halbwachs* 1985; *A. Assmann* 1999; *J. Assmann* 1999) etwas Bewahrendes, andererseits auch einem gewissen Wandel unterworfen. In ihrem Bestand gibt es altes „Liedgut“, neuere Formen seiner Interpretation, neue Lieder oder Musikstücke. Es kommen aus dem aktuellen Kulturprozess neue Elemente hinzu, alte treten in den Hintergrund, manche verschwinden. Dies ist ein charakteristisches Moment von sozialen Identitätsprozessen, die, wie wir in Rekurs auf die Identitätstheorie von *Petzold* herausstellen, nicht darin zentrieren, eine starre Gleichförmigkeit oder Selbigkeit aufrechtzuerhalten, sondern in eine „Identität im Wandel“. Die „Prozesse der Identitätsarbeit“ (*Petzold* 1991o), und das gilt für individuelle wie für kollektive Identitätsprozesse, müssen eine hinlängliche Konsistenz der „Identitätsbestände“, eine ausreichende „Prägnanz“ von Identitätsmerkmalen gewährleisten, damit ein „Wiedererkennen“ durch *Außenbetrachter* (z.B. durch eine andere Gruppe oder Gemeinschaft) möglich wird, also „**Identifizierungen**“ als Fremdattributionen erfolgen können und dass andererseits das *Selbsterkennen* gewährleistet ist, „**Identifikationen**“ mit kognitiven (*appraisal*) und emotionalen (*valuativen*) **Bewertungen** von „Eigenem“ als Selbstattributionen möglich sind, auch wenn das Maß an Identitätsprägnanz und Identitätskonsistenz über die Zeit hin variiert und damit auch die Gewichtigkeit von Identitätsmerkmalen.

Im Prozess der „Moderne“ (*Habermas* 1985) mit seinen multi- und interkulturellen, ja transkulturellen Dynamiken, die multi-, inter- und transdisziplinär betrachtet werden müssen (*Petzold* 1998a, 26f; *Nicolescu* 1996; *Häfliger* 1997), sind die Entwicklungen, was die Bedeutung von Volksmusik, Volksliedern, Trachtenwesen, Volksbrauchstum anbelangt, noch nicht genau einzuschätzen. Die Pluralisierung innerhalb von Gesellschaften – z.B. die derzeitigen Entwicklungen innerhalb von Europa, die starken Migrationsphänomene, der interkulturelle Austausch – führen dazu, dass Volksgemeinschaften sich weniger homogen darstellen, als dies um die Jahrhundertwende oder in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg der Fall war. In einem Land wie der Schweiz mit seinen vielfältigen kulturellen Traditionen, Sprach- und Volksgruppen ist ohnehin eine plurale Identität gegeben, in dem diese Vielfalt geradezu als ein charakteristisches Identitätsmerkmal zu sehen ist. Hinzu kommen Differenzierungen innerhalb von Bevöl-

kerungsschichten und -gruppen bzw. Subgruppen, für die Volksmusik und Volkslieder eine unterschiedliche Bedeutung haben. Gerade in solchen Prozessen der Pluralisierung und Gegebenheiten der Vielfalt ist aber zu vermuten, dass die identitätsstiftende Qualität von Liedern, Musik, Texten, Tanz nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, weil durch sie die Möglichkeit besteht, in den Prozessen der Globalisierung und postmodernen Lebensvielfalt (Petzold 1998f) eine „geistige und emotionale Heimat“ zu erhalten, die ein gewisses Maß an Zugehörigkeit gewährleistet und gleichzeitig übergreifende, über die Grenzen verbindende Qualitäten freisetzt, Möglichkeiten gemeinschaftlichen Musikerlebens, musikalischen Tuns und Tanz mit Kontaktflächen. Auf dem 24. eidgenössischen Jodlerfest in Frauenfeld 1999 mit Gästen und Gruppen aus aller Welt begrüßte Bundesrat *Adolf Ogi* die „weit über 100.000 Besucher“ (*St. Galler Tageblatt* vom 5. Juli 1999, 34) auf Englisch: „Joy rules the day“ und fuhr auf Französisch fort: „Die Volksmusik ist das Esperanto aller Schweizer (...) Jodeln und Singen sind Ausdruck der Lebensfreude. Sie sind optimistisch, sie wissen, dass nach der Dunkelheit wieder das Licht kommt“ (vgl. *Wegelin* 1999, 34). Die Volksmusik führt in einem solchen Rahmen vielfältiger Vernetzung nicht zu Abgrenzungen, zu einer „Volkstümelei“ und zu völkischem Elitedenken, wie es für den faschistischen Umgang mit vielen nationalen Volksgütern kennzeichnend war, sondern es können sich „Transqualitäten“ (Petzold 1998a) entwickeln. Deshalb sollten „die Traditionen auch im nächsten Jahrtausend einen festen Platz in der Gesellschaft erhalten“ (Wegelin 1999, 34). Die Liebe zum Volksgut und seine Pflege in den unterschiedlichen Gemeinschaften, die wir in multikulturellen Gesellschaften finden, kann eine „transkulturelle“ Qualität stiften, wenn alle Beteiligten ihr „Volksgut“ wertschätzen und es einander vorstellen, womit sie identifizierbar werden, gesehen werden und die Identifikation mit dem Eigenen möglich und „vorzeigbar“ wird. *Stéphane*, Anfang zwanzig, Mitglied einer Folkloregruppe (mit Tänzern, Musikern, Fahنشwingern, Alphornbläsern), meint: „Heute spüre ich auch, dass wir etwas Wichtiges vermitteln. Ich bin sogar stolz, vor allem im Ausland zu zeigen, dass wir in unserem kleinen Land lebendige Traditionen haben“ (vgl. *Wiget* 1998, 22). Bei solchen Anlässen kommt es zu „intermedialen Quergängen“ (Oeltze 1997; Orth/Petzold 1990), Volksmusik (Jodeln, Alphornblasen, Schellenschütteln) und Volkstanz, Trachten und Brauchtum wie Fahنشwingen, Perchtenläufe, Maskenfeste werden verbunden. „Das Volkslied hat in den verschiedenen Trachtengruppen einen hohen Stellenwert“ (Schmid-Kunz 1998, 3). Die 27.000 Mitglieder in über 700 Trachten- und Singgruppen in der Schweiz haben „einen regen Gruppenaustausch – auch über die Sprachgrenzen hinaus ... [auch mit] Verbindungen ins Ausland“ (ibid.). Die „Internationale Union der Folklorevereinigungen“ (IGF),

die „Internationale Vereinigung für Volkskunst“, die „*Européade de l'art populaire européen*“ (EAPE) mit zahlreichen nationalen Mitgliedsvereinen zeigen die Lebendigkeit der Bewegung und der in ihr stattfindenden Aktivitäten.

In solchen Prozessen wird das jeweils Eigene mit Anderen geteilt, wobei unterschiedliche Grade von Bekanntheit und Vertrautheit entstehen, durch die Demarkationen, *Abgrenzungen* abgebaut und übergreifende *Angrenzungen* aufgebaut werden, übergreifende Zugehörigkeiten entstehen. Die Vielzahl interkultureller und internationaler Folklorefestivals, der Begegnungs- und Austauschveranstaltungen im Bereich des Brauchtums, der Volksmusik, des Volkstanzes, der Volkskunst zeigen: „*Folklore, Tanz und Gesang sind wieder 'in'*“ (Wiget 1998, 20), denn „Brauchtum erfüllt eine wichtige Funktion in jeder Gesellschaft, auch in der Moderne. Die Menschen finden zu einem gemeinsamen Handeln zusammen, das über bloße Existenzsicherung hinausreicht. Dabei vollzieht sich eine wechselseitige Erfahrung von Werten, Sinngabung, Gemeinschaft“ (P. Hugger, cit. Wiget 1998). Es werden auch Menschen angezogen, die keinen ursprünglichen, biographisch begründeten Bezug zu diesen Traditionen haben. Walter Leimgruber, Volkskundler an der Universität Zürich, meint: „Spiele- risch und kreativ nutzen sie einige Elemente der Folklore und stellen sich ihr eigenes Kulturmenü zusammen“ – ein „kreatives Folklore- Patchwork“ (ibid., 27, Herv.d.A.). Auch bei einer Verwurzelung in autochtonen ländlichen Kulturbereichen findet man ein solches „*patch- working*“, denn es fühlen sich „viele Jugendliche aus Bauernkreisen stärker hingezogen zu Countrymusik und Truckerszene. Diese ist dynamischer und hat mehr mit ihrer Lebenswelt zu tun“ (ibid.). Man wird bei diesen Ausführungen sofort an Konzepte wie das der „*patch- work identity*“ (Keupp 1989; 1990), „*Bastelidentität*“ (Hitzler/Honer 1994), der „*collagierten Identität*“ (Pazzini 1985), der „*vielfacettigen, transversalen Identität*“ (Petzold 1990g, 1998h) erinnert, die die Prozesshaftigkeit moderner Identitätsarbeit (Petzold 1991o; Kraus/Straus 1991; Straus/Höfer 1997) kennzeichnen, Prozesse, die sich auch in den Bereichen des Brauchtums, der Volkskunst und in den „Produkten“ der sogenannten „neuen“ Volksmusik und ihren Begegnungen mit anderen Musikstilen finden. „Wir können nicht immer dieselben Stücke spielen“ sagt Elmar Schmid, der ursprünglich in einer Rockgruppe spielende Klarinettenist und Gründer der „Oberwalliser Spillit“, ein Volksmusikensemble, das seit zwanzig Jahren die Musik seiner Heimat pflegt, aber auch musikalisch und instrumental neue Wege beschreitet, dabei aber „behutsam mit der Tradition umgeht“ (Butz 1997, 55). „Die Volksmusik hat mir geholfen, dass ich einen guten Boden unter den Füßen habe, sie bedeutet mir Heimat und Freundschaft, in ihr habe ich meine Wurzeln wiedergefunden“ – so Schmid (vgl. Butz 1997, 55). Das ist eine durchaus identitätsrelevante Aussage!

Eine Aufzeichnung der übergreifenden historischen Perspektiven derartiger Prozesse, ihre Rekonstruktion für die Vergangenheit oder ihre Dokumentation für die Gegenwart und die Entwicklung von Perspektiven kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Vielmehr soll exemplarisch am Beispiel der Schweizer Volksmusik der Frage nach der identitätsstiftenden Wirkung durch musikalisches Erleben und Tun nachgegangen werden, um Perspektiven für die Musiktherapie zu gewinnen, in der es ja wesentlich auch um die Förderung heilsamer Identitätsprozesse geht (Müller 1997; Petzold/Müller 1997) und die immer wieder auf Volkslieder und Themen von Volksweisen zurückgreift.

In der Diskussion um die Bedeutung der Volksmusik wird und wurde – vor allem in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts – von verschiedener Seite die Haltung vertreten, dass es sich bei der Schweizer Volksmusik um etwas zu „Konservierendes“ oder gar etwas zu „Rettendes“ handelt (Niederer 1969; vgl. Baumann 1981). Schon Ende des 18. Jahrhunderts begann mit *Johann Gottfried Herder* eine Bewegung des Sammelns (v.a. von Liedern), die bis in die jüngste Zeit anhält (Herder 1774/1885; Rochholz 1857; Gaßmann 1961) mit der Absicht: „die Wahrheit des Volkes im Lied aufzuspüren“ (Rochholz 1857) oder die Volksmusik zu retten vor Kommerzialisierung und „Verschacherung“ (Gryerz 1907). Gelegentlich wird dann von den KonservatorInnen dem damit implizierten möglichen Verlust, dem drohenden Untergang der „echten“ Volksmusik (Wiora 1958) entgegengehalten, dass in der Volksmusik ein identitätsstiftendes Moment liege, das es zu erhalten gelte (Gaßmann 1936). Ob und in welchem Ausmaß dies der Fall ist, das sollte in den Ausführungen bis hierher deutlich geworden sein und ist nicht generell zu beantworten, sondern muss situativ, in Kontextanalysen und rekonstruktiv erarbeitet werden, und zwar vor dem Hintergrund konsistenter identitätstheoretischer Konzepte.

Um Identitätsentwicklung und -stiftung geht es nicht nur im Kindes- und Jugendalter, sondern sie findet über das ganze Leben hin (Erikson 1981) statt. Durch widrige Umstände, Krisen, Belastungen, innere Konflikte kann ihre Weiterentwicklung gefährdet sein, können die Identität oder Teile und Aspekte von ihr bedroht, beschädigt oder fragmentiert sein, während sie durch positive Entwicklungskrisen, *Entwicklungsaufgaben* und Herausforderungen (Havighurst 1948) verändert, aber zugleich auch gefestigt werden kann. Auch psychische Krankheiten betreffen die Identität, sind oft mit Identitätskrisen und Neuorientierung verbunden. Aus diesem Grund schien es interessant, die Frage nach den identitätsstiftenden Faktoren in der Volksmusik mit dem Feld der Psychotherapie und der Musiktherapie in Verbindung zu bringen. Musik ist schon seit der Antike und in vielen Kulturen Bestandteil des Spektrums der Heilpraktiken und Heilmit-

tel (Sponsel 1995; Petzold 1992m, 1994n). Die Frage, ob ihre heilsame Wirkung unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass sie das Identitätserleben der PatientInnen stärkt und ob der Volksmusik dabei eine besondere Rolle zukommt, ist Gegenstand dieser Arbeit.

2. Zum psychologischen Konzept der Identität: Modelle, Theorien

2.1 Was ist Identität? Definitionen, Merkmale, Komponenten

Der Begriff der Identität wurde der Sache nach in die Psychologie von *William James* (1890, 293) eingeführt. Bekannt wurde er durch *Erik Hornburger Erikson* (1981, 1973). Dieser definierte Identität als die „unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und die damit verbundene Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (idem 1980, 18). *James* und *Erikson* repräsentieren zwei große Strömungen der Identitätstheorien. *James* fokussiert auf die soziale Dimension des Menschen und die Theoretiker in seiner Folge wie *Cooley* (1902), *Mead* (1934) oder *Goffman* (1963/1974) folgen ihm hier. *Erikson* fokussiert – trotz seiner Öffnung zum Bereich der Sozialität hin – stark auf das Individuum, wie es für soziologisch und sozialpsychologisch zumeist schwache Identitätstheoretiker in der psychoanalytischen Tradition kennzeichnend ist (*Bohlieber* 1997). Diese unterschiedlichen Akzente bzw. Orientierungen im Bereich der Identitätstheorien zeigen zwei Möglichkeiten auf, die Fragen nach den Problemen der Identität anzugehen. Wenn Identität aus der Selbstwahrnehmung, der Selbsteinschätzung und Selbstbewertung hervorgeht, ist der Blick nach *innen* gerichtet auf das eigene Erleben und Handeln, auf die eigenen Empfindungen, Gefühle und Gedanken, seien sie nun bewusst oder unbewusst. Dies ist letztlich die Perspektive introspektiver Philosophie, aber auch der Psychotherapie seit *Pierre Janet* (bei ihm nur im Frühwerk) und in seiner Folge von *S. Freud* bis *H. Kohut*. In dieser Sichtweise erlebt sich der Mensch als Identischer in der *Identifikation* mit sich selbst, seinem „affektiven Betroffensein“ (*Schmitz* 1990), seiner Selbstreflexion, *seinem* Tun (ich singe *mein* Lied: „look, what they’ve done to my song?“). Mit *James* wird nun die Außenperspektive zur Grundlage des Identitätsverständnisses gemacht: Das *Social Self* wird über die Anderen definiert (*James* 1890, 293f). Es handelt sich um Bilder, die relevante Andere von einem Menschen in sich tragen, aufgrund derer sie ihn identifizieren. „Die hat eine schöne Stimme und ist eine ausdrucksstarke Sängerin. Und ihre Lieder, die sie macht, sind phantastisch gut!“ Da derartige Außenperspektiven natürlich wahrgenom-

men werden können, wirken sie auch auf das Identitätserleben von Menschen. Die englische Sprache macht die Differenzierung von Innenperspektive („I“) und Außenperspektive („me“) sehr gut deutlich, wie schon *James* (1890, 400f) hervorgehoben hat. *Cooley* (1902) konzeptualisiert hieraus das „*looking-glass self*“, in dem er betonte, dass die persönliche Identität durch den „sozialen Spiegel“ hindurchgeht: „Sie finden, dass ich eine schöne Stimme habe und meine Lieder toll sind (Wahrnehmung der *Identifizierung*). Und wirklich, meine Stimme ist objektiv schön, und meine Lieder sind wirklich toll!“ (Im Integrativen Modell sprechen wir von Bewertung, *appraisal, valuation*). „Ja, das finde ich auch“ (*Identifikation*). *G.H. Mead* und *E. Goffmann*, in der Tradition des symbolischen Interaktionismus, haben diese Perspektive weiter ausgearbeitet, wobei von der Voraussetzung ausgegangen wird, dass Identitätsbildung an Interaktionen gebunden ist und diese Interaktionen über gemeinsame Symbole – v.a. Sprache – verlaufen. Aber auch musikalische Formen, die „Sprache der Musik“ können hier einbezogen werden. *Mead* sieht das „I“ als die persönliche Individualität, die im „me“ zusammenkommenden sozialen Zuschreibungen aufnimmt, die natürlich auch das „I“ prägen. Denn die kollektiven Bewertungsparameter, ob nun das Lied schön und die Stimme wohlklingend ist, prägen natürlich auch die Selbstbewertungen. Sie sind nicht kontextenthoßen.

2.2 Die „Integrative Identitätstheorie“, Identitätsarbeit, Identitätsprojekte

Im Folgenden sei der Ansatz der Integrativen Identitätstheorie in Kürze mit Referenz zu den vor- und nachstehenden Definitionen von Kultur, Feld, Sozialisation dargestellt.

Die Identitätstheorie *Meads* macht deutlich, dass es beim Identitätsthema durchaus um konflikthafte Fragestellungen geht: Was ist, wenn die „*Identifizierungen*“ – wie *Petzold & Mathias* (1983) diese Fremdzuschreibungen bezeichnet – nicht mit *Identifikationen*, d.h. mit Selbstattributionen belegt werden können? „Meine Stimme ist weiß Gott nicht schön, und meine Lieder sind doch eher mäßig. Die haben eben keine Maßstäbe!“ Eine solche innere reflektierende Einschätzung (*appraisal*) und emotionale Bewertung (*valuation*) setzt aber voraus, dass der sich so im Vergleich mit den Außenattributionen Selbstbewertende Maßstäbe haben muss, die er sicher nicht „gänzlich aus sich selbst“ entwickelt hat, sondern die sich in der Auseinandersetzung mit außenvermittelten Normen herausgebildet haben. Da in allen Gesellschaften kollektive Bewertungsmaßstäbe für alle möglichen Formen gesellschaftlichen Lebens und für die individuellen Verhaltensweisen vorhanden sind, die dem Gemeinschaftsleben ent-

fließen und es zugleich konstituieren, findet sich im Identitätsthema die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Personalität und Sozialität. Wie *Petzold* (1991o) hervorhebt, kann man sagen, dass das *Identitätskonzept die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft markiert*, wobei aber die Identitätskonzeption nicht nur auf das „personale System“ begrenzt werden sollte, sondern auch von der Identität „sozialer Systeme“ gesprochen werden kann (die Identität einer Gruppe, eines Betriebs, die eines Volkes). So findet sich im Identitätskonzept ganz allgemein gesprochen das Problem „der einen und der anderen“: „Also wie der Wiener Knabenchor das Regenlied von *Walter Rein* interpretiert hat, das hat mir wesentlich besser gefallen als diese flache Art, mit der das Lied von dem Kinderchor aus Frankfurt abgesungen wurde!“ – „Wir, die St. Galler Sänger, haben das Landsgemeindelied doch viel schöner gesungen als die Appenzeller! Ich bin mal gespannt, wer die bessere Bewertung kriegt, wir oder die.“ – „Also ich muss doch sagen, unsere Schweizer Voksmusik gefällt mir doch besser als das, was da die Rheinländer singen. So gut wie die sind wir schon lange, das hat mir dieses Dreiländer-Singen wieder einmal deutlich gemacht!“ Das Wechselspiel der *Identifizierungen* und *Identifikationen* wird hier deutlich, das der selbstattributiven Definitionen von Identität und der fremdattributiven – auf der globalen wie auf der individuellen Ebene.

Identität ist ein „Relationsbegriff“ (*Haußer* 1995, 3). Sie bestimmt sich in Relationen: des einen Individuums zum andern, des Individuums zur Gesellschaft, der einen Gruppe zur anderen, der Gruppe zur Gesellschaft, der einen Gesellschaft zur anderen Gesellschaft etc.; sie ist einerseits „eine innere, selbstkonstruierte dynamische Organisation“ (*Marcia* 1980, 159) von verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften im Zeitkontinuum, sie ist andererseits aber auch eine durch das Umfeld konstituierte dynamische Organisation von Zuschreibungen über die Zeit hin. Diese beiden Dimensionen sind miteinander verschränkt, wie schon *Erikson* in seiner Identitätsdefinition erkennen lässt.

Petzold setzt in seinem Identitätsansatz andere Akzente. Er hebt die attributive Identitätskonstitution stärker hervor. Identität wird durch die Zuweisung von Eigenschaften, Fähigkeiten etc. von Seiten der Anderen und durch die Wahrnehmung und *Bewertung* dieser Zuweisungen wesentlich mit konstituiert. Da Identitätsbildung *über die Zeit hin* erfolgt, muss Identität immer als *Entwicklungsprozess* gesehen werden, der dynamisch, nämlich von den inneren Entwicklungen der Persönlichkeit in der Verschränkung mit den sie bestimmenden und prägenden Außeneinflüssen verläuft, also nicht in einem strikten Phasenmodell erfolgen kann, wie dies *Erikson* postuliert. Vielmehr wird in einer Ausrichtung am „Lifespan Developmental Approach“ (*Baltes et al.* 1980; *Petzold* 1979k, 1999b) eine beständige Identitätsent-

wicklung und -veränderung über die Lebensspanne hin angenommen. Damit wird das Moment der „Gleichheit“ in Eriksons Definition eingeschränkt. Entwicklung bringt Veränderung in die Gleichheit, und notfalls kann eine „hinlängliche Gleichheit“ angenommen werden, die überdies noch ein starkes Moment der Fremdbestimmtheit offen lässt. Man kommt damit in die Nähe von Goffmans Stigma- und Identitätskonzept, der „soziale Identität, persönliche und Ich-Identität“ unterscheidet, wobei die soziale Identität das Moment der Typisierung und Klassifizierung eines Menschen durch andere umfasst (Goffman 1974, 9), die persönliche Identität, die Bestände seiner einzigartigen biographischen Merkmale und Kennzeichen umschließt und die Ich-Identität, die zu allererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit ist, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muss, dessen Identität zur Diskussion steht. Dem Ich kommt damit eine besondere Bedeutung zu, weil es offensichtlich das „Eigene und das Fremde“ in den Identitätsprozessen reguliert. Moderne Identitätstheorien wie die von Krappmann (1978) oder Petzold haben dieses dynamische Moment besonders ausgearbeitet und die *balancierende Tätigkeit des Ich* im Identitätsprozess näher untersucht, womit v.a. die Interaktionskompetenzen wie z.B. Rollendistanz, Empathie, Ambiguitätstoleranz, die durch Identitätsdarstellung im Alltag (n. Goffman) entwickelt werden (Krappmann 1978, 132ff; Petzold/Mathias 1983). Für den Bereich von Psychotherapie oder Musiktherapie haben sie eine große Bedeutung, denn dort wird Identitätsarbeit geleistet (Petzold 1991o), in der ein Mensch sich selbst und, seine Identität oder Bereiche von ihr „zum Projekt“ macht, begleitet und unterstützt vom Therapeuten, der Therapiegruppe: „Ich mache mich selbst zum Projekt, mache mein dünnes soziales Netzwerk zum Projekt. Es soll reicher werden. Ich mache meine Unsicherheit zum Projekt, nein, meine Sicherheit!“ Hier geschieht „empowerment“, wird der Patient Mitarbeiter, Partner, Projektleiter (Petzold/Orth 1999). Er findet und entwickelt seinen eigenen „Identitätsstil“, Stile seiner eigenen Existenz (Foucault 1998; Petzold et al. 1999). Eine aktive, improvisatorische Musiktherapie, die eigene Existenzstile unterstützt (Frohne 1979; Hegi 1998) kann dabei eine gute Hilfe, Unterstützung und Förderung sein.

Für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit, Identitätsprozesse in der Volksmusik und durch Volksmusik zu reflektieren, wird es darum gehen, unter den vorhandenen identitätstheoretischen Modellen eines als „Referenztheorie“ bzw. „Referenzmodell“ auszuwählen, das sowohl die Dimension persönlicher Identitätsprozesse von Individuen dienlich ist als auch Identitätsprozesse auf gruppaler oder kollektiver Ebene erklärbar macht und dabei noch für klinische Zusammenhänge Perspektiven eröffnet. Das Identitätsmodell von Hilarion Petzold kann einen geeigneten Referenzrahmen bieten. Es verbindet Perspektiven verschiedener identitätstheoretischer Ansät-

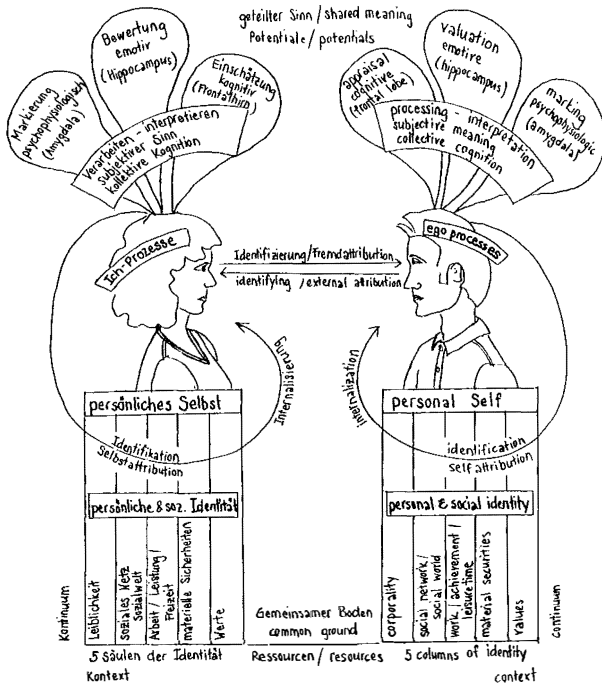


Abb. 1: Das Subjekt als ‚personales System‘: Selbst, Ich und Identität im Kontext-Kontinuum (Petzold 1998a, 371).

ze in einer originellen Weise, entwickelt darüber hinaus Interpretationsraster für Identitätsphänomene von Einzelpersonen und Gruppen und bietet mit den Konzepten „Identitätsarbeit“ und „Identitätsprojekte“ eine Praxis identitätstherapeutischer Behandlung (Petzold 1998h).

Petzold verwendet das Identitätskonzept im Rahmen seiner „Integrativen Persönlichkeitstheorie“. Diese differenziert folgende Dimensionen: (1) Das **Leib-Selbst** als Grundlage der Persönlichkeit, verstanden als die Gesamtheit aller somatischen und sensomotorischen, emotionalen, volitiven, kognitiven und sozial-interaktiven Schemata; (2) das **Ich** als die Gesamtheit der „primären“ Ich-Funktionen und der Ich-Prozesse (Petzold/Orth 1994), d.h. des bewussten Wahrnehmens, Fühlens, Denkens und der „sekundären“ (Regulierungen von Nähe und Distanz; kreative Anpassung, Syntheseleistungen, etc. *ibid.*); (3) **Identität** als die Gesamtheit aller archivierten, verinnerlichten Fremdtributionen (*Identifizierungen*), ihre emotionale *Bewertung (valuation)* und kognitive (*appraisal*) *Einschätzung*. Aus dem

„archaischen Leib-Selbst“ entwickelt sich im Verlauf der ersten beiden Lebensjahre ein reflexives Ich, das *Selbstbilder* konstituiert, die in ihrer Gesamtheit so an Prägnanz gewinnen, dass mit Einsetzen des *autobiographischen Memorierens* (Conway 1990) und dem Entstehen einer persönlichen Biographie durch vielfältige Narrationen (Nelson 1979; Petzold 1991o; 1999k) vom zweiten Lebensjahr an *Identitätsprozesse* mit wachsender Prägnanz zu einer hinlänglich „kohärenten Identität“ führen (Petzold 1992a, 671ff), die in fortlaufender „**Identitätsarbeit**“ (idem 1991o) in „**Identitätsprojekten**“ (idem 1993e) vielfältige Umwelteinflüsse in sozialisatorischen Prozessen reziproke Identitätsattribution verarbeiten, so dass sich das Subjekt auf diese Weise von einseitigen Determinierungen zu befreien vermag und zu einer „*emanzipierten transversalen Identität*“ findet, die sich in vielfältigen „Identitätsstilen“ und „*life styles*“ realisiert (Müller/Petzold 1998; Walters 1998). *Identitätsarbeit* findet in komplexen lebenslangen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen innerhalb von *sozioökologischen Feldern* statt. Die *sozioökologische Feldtheorie* und *Sozialisations-theorie* der Integrativen Therapie kann hier nicht ausführlich vorgestellt werden. Zwei kompakte Definitionen müssen genügen:

„**Feld** – wir sprechen auch von einem in sich in Mikro-, Meso-, Makrobereiche gestaffelten **Kontext-Kontinuum** – ist aus sozioökologischer, sozioökonomischer und sozialkonstruktiver Perspektive ein von gesellschaftlichen *Gruppen/Gruppierungen* wahrgenommener, in ihren Interaktionen definierter, interpretierter, bewerteter, mit kollektiven Kognitionen, Emotionen und Handlungen erfüllter Raum (sozial, ökologisch, ökonomisch, physikalisch und metaphorisch auffassbar, dabei immer temporal). Gruppen, die sich wechselseitig beeinflussen, miteinander koalieren, wettstreiten oder kämpfen, konstituieren ihn im historischen Prozess (Berlin 1998). Dieser Raum stellt ein *dynamisches Ganzes* dar, dessen – zumeist unscharfe, gelegentlich scharfe – Grenzen und Macht- und Einflussphären als zentralen oder peripheren *Sektoren* im Feld ko-respondierend ausgehandelt oder durch Kampf bestimmt wurden. Ein *Feld* mit den in ihm befindlichen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen ist damit als ein umgrenzter Lebens-, Aufgaben- und Sinnbereich innerhalb umliegender oder übergeordneter Felder im Gesamtkontext der Gesellschaft zu sehen, ein *kampanales Areal*, das durch unspezifische und spezifische, in multiplen Kausalbeziehungen stehende „*Feldkräfte*“ gekennzeichnet ist: affordances und constraints (vgl. Gibson 1979), ökonomisches, symbolisches, kulturelles **Kapital** (vgl. Bourdieu 1976, 1980, 1992), **Diskurse** und Dispositive der Macht (vgl. Foucault 1978 a, b), Netzwerkdynamiken mit ihren kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen (*social worlds*, vgl. Hass/Petzold 1999; *Moscovici* 1984), im kollektiven Gedächtnis aufgehobene Vergangenheitsbelastungen, Gegenwartskrisen, Zukunftschancen. Feldbedingungen und Feldprozesse konstituieren in Form intentionaler und fungierender sozialisatorischer Interaktionen und Narrationen sowie durch Wirkungen von formellen und informellen Sozialisationsagenturen das Sozialisationsklima und prägen die Sozialisationsprozesse von Individuen und Gruppen als „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekten“ (Hurrelmann 1995, 69).

Ein Feld wird external bestimmt durch die Attribution von spezifischen und unspezifischen Identitätsmerkmalen (von „harten“ oder „weichen“ Territorialgrenzen und Sektorenmarkierungen, von Werten und Normen, von Problemen, Ressourcen und Potentialen, von Informationen und Diskursen) aus angrenzenden oder übergeordneten Feldern. Es wird weiterhin internal bestimmt durch Territorialorientierung, Segregations-, Hermetisierungs-, aber auch durch Expansions- und Konkurrenzendenzen,

durch fachliche Konzepte, Werte und Normen, durch Probleme, Ressourcen [u.a. Kapital] und Potentiale, durch Informationen und Wissensbestände, Diskurse und Kapitalströme, die im Feld und seinen zentralen und peripheren Sektoren selbst vorhanden und wirksam sind und mit dem Ziel seiner *Stabilisierung* und seines *Wachstums* genutzt werden oder zum Tragen kommen (durch Kommunikations- und Aufgabenspezifität, Ressourcenvorrat, Produktangebot, Handel und Austausch nach innen und außen). In Feld können Untergrundkräfte aus seiner Tiefenstruktur, laterale Kräfte von seinen Rändern und attraktoriale Kräfte aus seinem Zukunftsraum wirksam werden. Die *Synergie* der vielfältigen externalen und internalen Einflüsse und Austauschprozesse, ihre differentielle und integrierende Konnektivierung in der *kollektiven Identitätsarbeit des Feldes im Kontinuum* durch Dekonstruktionen, Bricolage, Navigation, durch Diskurse, Narrationen, Reflexionen, Metareflexionen, durch Macht- und Wahrheitsspiele (Foucault 1998) konstituieren in fortwährenden Emergenzen **Feldidentität im Prozess**. Gelingende Feldprozesse – überlegt und legitimiert gesteuerte und spontane, selbstorganisierende - bestimmen in ihrer kokreativen Interaktion mit den Einwirkungen aus umliegenden und übergeordneten Feldern transversale, sich beständig überschreitende **Feldentwicklungen**“ (vgl. Petzold et al. 1994b, 321; Petzold et al. 1999a; Petzold/Steffan 1999b).

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen *Kontexten* entlang des *Zeitkontinuums* (Petzold/Bubolz 1976) aufgefasst als der – gelingende oder misslingende – Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsubjekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvoys (Hass/Petzold 1999) über die *Lebensspanne* hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und *Feldkräfte* unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (J. Assmann 1999), Förderung oder Misshandlung. Dabei wird der Mensch als ‘produktiver Realitätsverarbeiter’ (Hurrelmann 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als ‘Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse’ (vgl. Brandstädter 1985, 1992) durch Meistern von Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1948), durch Identitätswürfe, Ausbildung von „Identitätsstilen“, Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (Vygotsky 1978) in einer Weise, dass die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (Müller/Petzold 1999), sich beständig verändern und er sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von ‘social worlds’, kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen). Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektivierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten“ (Petzold et al. 1999a; vgl. Petzold / Orth 1999, 202f).

„**Identität** kann definiert werden als das Ergebnis der Syntheseleistung des Ichs in der Verarbeitung von **reziproken Identifizierungen** aus vielfältigen sozialen Kontexten (*Fremdattributionen*, *Fremdbilder*), ihrer **emotionalen Bewertung** (*valuation*), **kognitiven Einschätzung** (*appraisal*) und ihrer Verbindung mit **Identifikationen** (*Selbstattributionen*, *Selbstbilder*) in einem permanenten, transversalen Prozess, der eine hinlängliche **Konsistenz** des **Identitätserlebens** und zugleich eine **Flexibilität** von **Identitätsstilen** über die Zeit hin gewährleistet sowie eine variable, vielfacettige **Identitätsrepräsentation**“

tion im sozialen Kontext ermöglicht.“ „**Identität** bildet sich in Interaktionen, dem aktionalen und narrativen Wechselspiel (Petzold 1991o, 1992a, 900 ff) des Subjekts als personalem System mit umliegenden Systemen, die als 'Identitätsmatrizen' verstanden werden, Prozesse, in denen das Eigene im Kontakt mit dem Anderen durch das Aushandeln von Grenzen, im Erkanntwerden und Sich-selbst-Erkennen immer wieder herausgebildet wird. Dieser Prozess der *Identitätsarbeit* als persönliche und gemeinschaftliche Hermeneutik (idem 1988 a, b) in intersubjektiven, sozialen und kulturellen Konstellationen macht deutlich, dass es um eine 'Identität im Wandel' von Kontext und Kontinuum geht, um eine Identität, die Strukturmomente und Prozessmomente, Flexibilität und Stabilität emanzipatorisch verbindet und so dem Subjekt ermöglicht, im 'Meer der Weltkomplexität' mit hinlänglicher Sicherheit zu navigieren, seinen Kurs zu bestimmen unter ko-kreativer Be- und Verarbeitung der durch den Kontext gegebenen *Probleme, Ressourcen und Potentiale* (idem 1997p). Gemeinsame Identitätsarbeit im makro-, meso- und mikro-kulturellen Rahmen, in 'sozialen Netzwerken' mit ihren 'social worlds' (Hass/Petzold 1999), Kreation von '*Identitätsstilen*' und Kokreation von '*life styles*' und '*cultural styles*', an denen man partizipieren und zu denen man beitragen kann, macht den Menschen zum emanzipierten und produktiven Gestalter bzw. Mitgestalter seiner Identität, seiner Gesellschaft, seiner Kultur“ (vgl. Petzold 1994h, Petzold/Sieper 1998).

Bei dem **Integrativen Identitätskonzept** ist man durch die Fokussierung auf die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, durch die Auseinandersetzung mit den Verschränkungen von individuellen und kollektiven Dynamiken, darauf verwiesen, persönliche *Entwicklung* (gesehen mit den Augen des Entwicklungspsychologen), *Sozialisation* (betrachtet mit den Augen des Sozialpsychologen und Soziologen) und *Enkulturation* (beobachtet mit den Augen des Ethnologen und Kulturwissenschaftlers) zusammenzudenken. Es werden mehrperspektivische Sichtweisen und synoptische Leistungen erforderlich, wie sie auch für ein integrativ ausgelegtes Verständnis von Therapie, eine **Integrative Therapie**, unverzichtbar sind, wenn (Psycho-)Therapie (1) als Verfahren des Heilens kurativ und palliativ gesehen wird, (2) salutogenetisch als Weg der Förderung von Gesundheitsbewusstsein und eines gesundheitsaktiven Lebensstils, (3) als Maßnahme der Persönlichkeitsentwicklung zur Ausbildung von persönlicher Souveränität und einer emanzipierten, reichen Identität und (4) als Strategie der Kulturkritik und Kulturarbeit (Petzold/Steffan 1999b). Die Identitätsprozesse des Individuums und die Identitätsprozesse sozialer und kultureller Gruppen und Gemeinschaften sind deshalb auf der Mikro-, Meso- und Makroebene verwoben. In unserer Theorie kommt das sowohl in der Konnektivierung der Konzepte von *Person* als dynamisches System von Selbst, Ich und Identität, von *sozialem Netz* als Gruppe konnektierter Personen, von *sozialer Welt* als von einer Gruppe geteilte kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen und von *Kultur* als übergreifendes System kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen zum Ausdruck wie auch in der Verbindung der Konzepte *Identitätsstile, life styles, kulturelle Stile*. Die Konzepte seien kurz definiert:

„**Identitätsstile** entstehen in der **Identitätsarbeit** des **Ich** in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der Selbst- und *Identitätskonstitution*, die bestimmte Selbstbilder, *Identitätsfacetten* (idem 1992a, 531) prägnant werden lassen (So will ich sein, das will ich leben!), die bestimmte *Bewertungen* (*appraisals, valuations*, vgl. *ibid.*, 532) der *Identitätsperformanz* akzentuieren (So finde ich mich gut, so findet man mich gut) und zu habitualisierten bzw. ritualisierten Formen der Selbst- und *Identitätspräsentation* (Goffman 1959) führen (Ich will, dass andere mich so sehen, deshalb stelle ich mich so dar). Diese Präsentationen von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer „*cultural and social worlds*“ und besonderer „*life style communities*“ statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen, vgl. Petzold 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische '*life styles*' praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnan-

ten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von Identitätsstilen und sind mit verschiedenen 'social words' und 'life style communities' verbunden" (Petzold 1994h).

Unsere Konzeption des *Identitätsstils*, sichtbar in der Identitätsperformance bzw. Identitätsrepräsentation in sozialen Mikro- und Mesowelten, schließt Foucaults (1998) Konzept des „Existenzstils“ ein. Sie ist „soziologischer“ als die von Berzonsky (1993), indem der Bezug zum kulturellen Rahmen, spezifischen Kulturen und „kulturellen Stilen“ (vgl. die eingangs gegebene Definition von Kultur) als Makro- und Mesophänomenen und zu spezifischen „life styles“ als Meso- und Mikrophenomenen hergestellt wird, weil wir individuelle Schicksale unabdingbar in soziale Zusammenhänge eingebettet sehen, was für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Therapie und Persönlichkeitsentwicklung kardinale Bedeutung gewinnt.

„**Life styles** sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch *life style marker*', d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internetuse etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und Angrenzungen, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style markern* versorgt, dass die Adepten in die *life style community*' aufgenommen werden und aus der so entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese Stärkung ist effektiv, solange es nicht zu einer Fixierung auf einen eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen *life style communities*' möglich bleibt oder gar gefördert wird" (Petzold 1994h). „*Life styles*“ als Möglichkeit frei gewählter und selbstbestimmter Lebensformen für die Mehrzahl der Bürger moderner demokratischer Prosperitätsstaaten sind ein Phänomen der Moderne, Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilitätschancen und -zwänge (Beck 1986; Sennett 1996). Der englische Term wird beibehalten, um Verwechslungen mit dem fruchtbaren und wesentlichen Konzept, das Alfred Adler (1928, 4; 1930, 84ff) in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre einführte, vorzubeugen: dem des „Lebensstils“ mit seinem *primären*, subjektiv persönlichen Bezugssystem und seinem *sekundären*, allgemein sozialen Bezugssystem (Titze 1985, 31ff). In diesem Konzept, das letztlich für eine sozial verankerte Persönlichkeit steht, sind viele moderne Entwicklungen sozialisationstheoretisch begründeter Konzeptualisierung in der Psychotherapie vorweggenommen. „*Life style*“ als

modernes Phänomen fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen und von einer Produktions- und Konsum bestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Im „*life style*“ können *Selbstverwirklichung*, wirtschaftlicher Gewinn (oft mit „Sicherheit“ gleichgesetzt) und *Selbstkonsum* konvergieren. Deshalb ist der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (*self-enlargement, -enrichment, -empowerment*) sowie seiner destruktiven (*self-curtaiment, -impovrishment, selfdestruction*) und ihrer Berücksichtigung in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller/Petzold 1998). In Werbung und Produktion haben Life-Style-Analysen - anders als im therapeutischen Feld - große Aufmerksamkeit gefunden (Kramer 1991; Hölscher 1998), ja selbst die Kirche hat sich mit dem *life style* ihrer jugendlichen „Kunden“ befasst (Dauth 1991; Engler et al. 1996). Im *Life-Style*-Konzept kommen Fragen etwa zur Genderperspektive, Lebensstile und -formen von Männern und Frauen zur Sprache (Feller 1996; Stoll 1995; Schmeiser-Rieder et al. 1998), damit verbunden Fragen der Mode, des „*stylings*“ (Sedlmaier et al. 1999; Kuß/Sedlmaier 1999). Gesundheit, Sport, Sex, Ernährung, Lebensführung, Computerwelt, Cyberspace sind weitere *Life-Style*-Themen (Twisk et al. 1997; Finke 1999; Rossmeyer 1999; Naul et al. 1998; Mittag 1993; Porst 1998; Wimmer-Puchinger 1993; Schwinger/Scheib 1998). Über den *Life-Style* erscheint das Leben steuerbar, glaubt der moderne Mensch das Leben „*designen*“ zu können (Kurz 1999), kann er sich durch ein optimales Selbstmanagement selbst führen (Howald/Gottwald 1996) - zum Erfolg versteht sich, in der „großen Freiheit“, die das neue Millennium verspricht: „The Roaring 2000s. Building the wealth and life-style you desire in the greatest boom in history“ (Dent 1998). Die vielfältigen *Life-style-Communities* entwickeln eine beständig expandierende Geschäftigkeit. Beständig entstehen aus ihnen neue Gruppierungen, *emergieren* neue *life styles* aus den vielfältigen Vernetzungen oder werden von *Life-Style*-Designern aufgrund von Marktanalysen entworfen, denn es ist inzwischen eine gewaltige „*life style industry*“ entstanden, und herkömmliche Branchen haben das *Life-Style*-Paradigma übernommen. Es wäre aber falsch, hier eine bloßes Marktphänomen zu sehen, es handelt sich um ein *Kulturphänomen* einer Megakultur (die der modernen, globalen Hochtechnologiegesellschaft), in der „Märkte“ in zahlreiche, ja vielleicht die meisten Kulturbereiche eingedrungen sind. Man braucht nur in den Zeitschriftenmarkt eines großen Bahnhofs zu gehen, um die ungeheure Vielfalt der *Life-Style*-Magazine zu sehen. Manche *Communities* verfügen über mehrere Zeitschriften, viele sind internationalisiert und bilden kulturübergreifende Stömungen und Trends. Diese Aspekte der *Life-Style*-Phä-

nomene stimmen PsychotherapeutInnen – sie sind in der Regel konservativ – und MusiktherapeutInnen – sie sind überwiegend noch konservativer und gegenüber modernen *life styles* noch reservierter ausgerichtet – häufig skeptisch, aber gerade deshalb verdienen sie Beachtung. Die neuen Lebensformen, herausgefordert durch die Veränderungen in der Lebens- und Arbeitswelt, durch das Internet, die virtuellen Unternehmen und Arbeitsplätze (Turkle 1998; Hörnig et al. 1998) können nicht nur Arbeitsfeld und Interesse von Marktforschern und Sozialwissenschaftlern bleiben (Schwenk 1995; Werner 1998; Ellmer 1995; Driesenberg 1995), dafür sind Lebensstile und -formen für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral. Das war zu allen Zeiten so, betrachtet man dieses Konzept unter evolutionstheoretischer Perspektive (Ullrich 1998) und, wie in diesem Kontext, unter sozialisationstheoretischer und identitätstheoretischer Optik. Das muss für die klinische Praxis Konsequenzen haben, besonders für eine, die sich als Identitätstherapeutische versteht, weil sie den Menschen mit seinem sozialen Netzwerk, seinem Weggeleit (*convoy*) betrachtet und zu behandeln versucht (Hass/Petzold 1999). *Life-style*-Phänomene finden sich in allen *Identitätsbereichen* (im Integrativen Ansatz sprechen wir von „*Identitätssäulen*“, vgl. Petzold/Orth 1995) und müssen dort als Einflussgrößen für die Identitätsarbeit des Ichs beobachtet werden. In der klinischen und interventiven Umsetzung dieses Identitätskonzeptes wurde herausgearbeitet, dass Identitätsprozesse im Wesentlichen in folgenden Bereichen zu finden sind:

- (1) **Leiblichkeit** – Identifizierung/Fremdattribution (von *Pauline*): *Paul* hat einen kräftigen Körper, eine schöne Stimme etc. – Valuation/Appraisal: richtig/falsch/anders – Identifikation/Selbstattribution: Sportlich bin ich, *Paul*, gut drauf, ich habe wirklich eine schöne Stimme – Reziprozität: *Pauline* leider nicht! (*life style: wellness, fitness*);
- (2) **Soziales Netzwerk** – Identifizierung/Fremdattribution (von *Pauline*): – *Paul* hat einen netten Freundeskreis, er singt in einem guten Chor mit etc. – Valuation/Appraisal: richtig/falsch/anders – Identifikation/Selbstattribution: Meine FreundInnen sind wirklich in Ordnung, mein Chor ist toll, unheimlich nette Menschen! – Reziprozität: Das kann man von *Pauline* auch sagen; (*life style: sociable, in-group-orientation*);
- (3) **Arbeit/Leistung/Freizeit** – Identifizierung/Fremdattribution (durch *Pauline*): *Paul* ist ein guter Musiker, ein ausgezeichnete Solist etc. – Valuation/Appraisal: richtig/falsch/anders – Identifikation/Selbstattribution: Auf meine Leistung als Solist kann ich wirklich stolz sein – Reziprozität: Auch *Pauline* ist solistisch Klasse, die arbeitet hart. (*life style: achievement orientation*);
- (4) **Materielle Sicherheiten** – Identifizierung/Fremdattribution: *Paul* hat ein schönes Haus – Valuation/Appraisal: richtig/falsch/anders – Identifikation/Selbstattribution: Ich hab ein wunderschönes Haus bauen können – Reziprozität: *Pauline* wohnt nicht schlecht; (*life style: cosy home*);
- (5) **Werte, Normen, Ideale** – Identifizierung/Fremdattribution: *Paul* ist ein engagierter Umweltschützer – Valuation/Appraisal: richtig/falsch/anders – Identifikation/Selbstattribution: Für die Umwelt setze ich mich ein. Da muss man sich einfach engagieren! – Reziprozität: Was versteht *Pauline* schon von Umwelt? (*life style: ecology orientation*);

In diesen Bereichen muss der Diagnostiker nun versuchen, relevante *Identitätsstile* und *life styles* aufzufinden, denn die Identitätsprozesse sind immer von externalen Zuweisungen (Attributionen), ihren Bewertungen (von Selbstbewertung, Selbstattributionen) und Identifikationen bestimmt, wobei diese von „*social worlds*“ und „*life style communities*“ geprägt sind. Die Zuweisende, wir haben hier *Pauline*, steht in einem **doppelten Reziprozitätseffekt**. Erster Effekt: Sie erhält vom Attribuierten (wir nennen ihn *Paul*) eine Rückmeldung, die sie eventuell schon antizipieren kann. Zweiter Effekt: Sie macht im Attributionsprozess auch etwas mit sich selbst, weil sie eine Identifikation mit ihrer Attribution hat, wenn sie zum Beispiel *Paul* als „guten Typ“ positiv attribuiert oder als eiteln Laffen negativ abwertet, ihn stigmatisiert. *Stigmatisierungen* als negative Identitätsattributionen machen immer auch etwas mit dem Stigmatisierenden selbst, wie *Petzold* (1996) anhand der destruktiven Strategien der Identitätsvernichtung gegenüber den Juden im Dritten Reich aufgezeigt hat: sie führten zur massiven Selbstdestruktion der Deutschen.

Allein schon durch die unterschiedlichen identitätskonstituierenden Bereiche – verschiedene Kulturen (vgl. obige Kulturdefinition) Felder oder Feldsegmente (vgl. obige Felddefinition) – wird Identität keine monolithische Größe, sondern sie ist vielfacettig, kann viele Seiten aufweisen. Je komplexer die Lebenswelt eines Menschen ist, je stärker die Veränderungen in der „Sozialwelt“ eines Menschen sind, desto mehr an Rollenflexibilität, Ambiguitätstoleranz, empathischen Leistungen, Möglichkeiten der Selbstdarstellung bzw. Identitätspräsentation werden von ihm verlangt. Die „*Identitätsarbeit*“ (*Petzold* 1991a), d.h. das Aushandeln von Identität, ihre Stabilisierung, ihre Veränderung in „*Identitätsprojekten*“, wo Veränderungsleistungen gefordert werden, das Ausbilden von „*Identitätsstilen*“ sind also abhängig von Kontexteinflüssen, etwa aus „sozialen Netzwerken“ mit ihren „*social worlds*“ (*Strauss* 1978), ihren „*représentations sociales*“ (*Moscovici* 1984), die wir als „*Identitätsmatrizen*“ sehen. Sie sind aber auch abhängig von der Kompetenz des Ichs, *Identitätsarbeit* zu leisten, *Identitätsprojekte* zu realisieren. In akzelerierten postmodernen Veränderungsdynamiken kann es dann sein, dass Identität sehr „bunt“ wird, man hat hier, wie erwähnt, Begriffe wie „*patch-work identity*“ geprägt oder „*Bastelidentität*“. Identität ist damit chancenreich, aber auch nicht ungefährdet. Es kann zu Identitätskrisen kommen (*Haeblerlin/Niklaus* 1978), zu Stigmatisierungen (*Brusten/Hohmeier* 1975; *Hohmeier/Pohl* 1978).

In der Identitätsarbeit verwendet das *Ich* vielfältige Momente der Matrix des sozialen Netzwerkes, aus der Lebens- und Sozialwelt, aus dem kollektiven Raum. Es nimmt damit über Sprache und kulturelle Güter an kollektiven Identitäten teil und trägt auch zu ihnen bei. Das Identitätsmodell mit den fünf konstituierenden Bereichen („Säulen“) der Identität lässt sich durchaus auch auf soziale Gebilde übertragen,

wie *Petzold* (1998a, 226f) für den Bereich von Organisationen und Institutionen gezeigt hat, die als soziale Systeme aufgefasst werden mit einer spezifischen „Corporate Identity“. Das Modell ist damit letztlich auch auf nationale Identitäten anwendbar. In der Integrativen Persönlichkeitstheorie ist das Identitätskonzept in den Gesamtrahmen der Vorstellung über Persönlichkeit zu stellen, und damit im Zusammenhang mit den Überlegungen zu Konstrukten wie „Ich“ und „Selbst“ (*Petzold* 1992a, 527ff) zu sehen und mit Vorstellungen über „Sozialisation in der Lebensspanne“ (*Petzold* 1999b; *Petzold et al.* 1999a; *Hurrelmann* 1995; *Berzonsky* 1990) und Prozesse der „Selbstkonstitution“ (*Foucault* 1998; *Petzold et al.* 1999b) zusammenzudenken, natürlich unter gendertheoretischen Perspektiven (*Petzold* 1998h; *Petzold/Sieper* 1998; *Berzonsky* 1993; *Bilden* 1997; *Angerer* 1995). Nicht zuletzt aber müssen die Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen auf vielfältigen Ebenen (*Petzold* 1993; *Petzold/Orth* 1999; *Petzold et al.* 1999b) immer wieder mitreflektiert werden, denn diese prägen, ja formatieren das Identitätskonzept nachhaltig, so dass dieses immer wieder *metakritisch*, d.h. diskursanalytisch (*Foucault* 1998), dekonstruktivistisch (*Derrida* 1979), metahermeneutisch (*Petzold* 1994a; *Petzold/Orth* 1999) reflektiert werden muss und damit eine eminent politische Dimension hat (vgl. *Straub* 1991; *Platta* 1998; *Bialas* 1997; *Böhme* 1998; *Angerer* 1995; *Keupp* 1989; *Giddens* 1991; *Calhoun* 1994; *Honneth* 1990; *Miller* 1993; *Welsch* 1993; *Taylor* 1994; *Gergen* 1991, 1996; *Sampson* 1993; *Scherr* 1995). Identitätskonzepte müssen unter vielfältigen Perspektiven - die aufgeführte Literatur verdeutlicht dies in der Heterogenität ihres Spektrums - bearbeitet werden. Identität als handlungsleitendes Konzept in der modernen Psychotherapie, Musiktherapie, Supervision, kann deshalb nicht mehr - wie im psychoanalytischen Diskurs (der ohnehin das Identitätskonzept vernachlässigt) immer noch üblich (*Bohleber* 1997) - nur entwicklungspsychologisch, mit Zentrierung auf Frühkindheit gar, rekonstruiert werden. Es müssen die Diskurse der Sozialphilosophie, Soziologie und der Sozialpsychologie zum Identitätsthema aufgegriffen werden (*Baumeister* 1995; *Belgard* 1997; *Dubar* 1998; *Giddens* 1991; *Haußer* 2005; *Höfer* 1997; *Hogg* 1992; *Keupp* 1997; *Lohauß* 1995; *Straub* 1991; *Taylor* 1994). „**Identity negotiations**“ (*Swann* 1987; *Shotter* 1989), das **Aushandeln von Identität**, darum geht es bei **Identitätsarbeit** und **Identitätsprojekten** - sei es im historischen oder im interkulturellen Rahmen (*Baumeister* 1987; *Triandes* 1989), sei es mit Blick auf therapierelevante Konzepte wie Selbstwert, Selbstkontrolle, Selbstsicherheit (*Baumeister* 1987, 1993; *Carver/Schlier* 1981; *Schlenker* 1980) oder sei es im Bereich der Genderfragen (*Angerer* 1995; *Forster* 1995; *Gatens* 1995; *Kitzinger* 1989; *Musfeld* 1994) oder der Arbeitssozialisation (*Dubar* 1998). Bei diesem *Aushandeln* geht es um internale und externale Prozesse (Ich mache etwas mit mir ab, ich handle etwas mit anderen aus) als ein interaktives Wech-

selspiel von großer Vielfalt (Belgard 1992) und nicht um linearkausale Abläufe und lebensalterspezifische Entwicklungskonflikte, wie dies ältere Modelle der *Life-Span-Perspektive* (Erikson) nahelegen (vgl. auch Kohli 1977; Nunner-Winkler 1988). Heute ist eine transversale Perspektive angesagt (Welsch 1993; Petzold 1993d, 1998h; Tampson 1993; Berzonsky 1990), in der variable „*life-styles*“ (Müller/Petzold 1998) als Identitätsstile, als „*identity styles*“ (idem 1993d; Berzonsky 1993) im Klima moderner Flexibilität (Sennett 1998; Cross/Markus 1991) in den Besitz genommen werden als Ausfluss von interagierenden sozialen und persönlichen *Narrationen* durch die Zeit (Petzold 1991o; Young 1979; Harré 1989; Kraus 1996), aber auch von kooperativen Arbeitsprozessen (Volmerg 1978; Dubar 1998; Strauß/Höfer 1994) – beides muss als hermeneutische und sozialkonstruktivistische bzw. *ko-konstruktive* Identitätsarbeit gesehen werden (Oerter/Noam 1999). Identitätstheorie ist in Bewegung gekommen, ist in der Tat im „Übergang“ (Straub 1991). Das hat für die identitätsorientierten Therapiemodelle – und als solches ist die Integrative Therapie zu sehen – Konsequenzen. Identität *als Konzept* steht selbst im Wandel, wie könnte es anders sein, wenn es in einem sich beständig wandelnden Kontext steht. Ein *prozessuales Identitätsmodell*, wie das prozessuale Modell von Petzold, ist für derartige Prozesse gut ausgelegt, weil der Wandel in ihm eine zentrale Konstituente ist. Moderne Modelle wie das hier vorgestellte oder das von Keupp (1989, 1997), von Berzonsky (1988, 1990, 1993), das von oder von Straus/Höfer (1997) oder von Baumeister (1995) bieten für therapeutisches Handeln wesentliche Grundlagen, um Menschen in wandelndem Kontext/Kontinuum, in sich rasant verändernden Weltverhältnissen Hilfen zur Bewältigung von Identitätskrisen, zur Steuerung von Identitätsprozessen, zum *Navigieren im Meer sozialer Wirklichkeit* zu bieten.

Die modelltheoretischen Differenzierungen moderner Identitätspsychologie – das *monolithe, linearkausale*, z.B. von E.H. Erikson oder das *balancierende Modell* von Habermas (1969), Krappmann (1978), Petzold (Petzold/Mathias 1983), schließlich *pluriforme Modelle* wie die „*patchwork identity*“ (Keupp 1989), die „*transversale Identität*“ (Petzold 1993d; Petzold/Sieper 1998) – bieten eine unverzichtbare Grundlage für viele Fragen der Moderne. Fragen wie die der interkulturellen Beziehungen, der Pädagogik und Bildungspolitik, der Volksmusik, der Kulturarbeit, der Therapie können ohne identitätstheoretische Überlegungen eigentlich nicht adäquat reflektiert werden, genauso wie die Fragen der persönlichen Kreativität, der persönlichen wirtschaftlichen Situation, der persönlichen Bildung oder der Gesundheit und Krankheit eines Individuums in den Rahmen identitätstheoretischer Überlegungen gestellt werden müssen.

3. Musik und Entwicklungspsychologie: identitätsstiftende Momente der Musik

Zur Behandlung der Frage, ob und inwiefern Musik im Allgemeinen und Volksmusik im Speziellen einen identitätsstiftenden Beitrag in der Entwicklung der individuellen Persönlichkeit leisten kann, wird hier das *Petzoldsche* Identitätsmodell und Sozialisationsverständnis als Referenztheorie verwendet, da es in seinem mehrperspektivischen Ansatz für diesen Zweck geeignet erscheint. Demnach entsteht und entwickelt sich Identität in dem beschriebenen lebenslangen *Navigieren* in der Komplexität der Welt mit den narrativen und interpretativen, den aktivierenden, kooperativen, kokreativen Prozessen, in welchen *Identifizierungen* und *Identifikationen* stattfinden. Identitätsstiftende Ereignisse und Kräfte sind also weder ausschließlich „Mächte von außen“ (Erziehung, Gesellschaft), noch etwas genetisch Gegebenes (Vererbung), sondern das Individuum hat die Möglichkeit, durch *Bewertung* und Einschätzung, durch „Annahme“ oder „Ablehnung“ der *Fremd-Attributionen*, durch Anpassung, Veränderung und Internalisierung von *Selbst-Attributionen* in Kommunikation und Interaktion mit der Umwelt seine Identität weitgehend mitzuformen, ihre Entwicklung zu steuern und *Identitätsstile* auszubilden. Menschen sind immer auch „*makers of their own identity*“, aktive Gestalter ihrer Identität (*Brandstätter* 1985, 1989) als „produktive Realitätsverarbeitung“ (*Hurrelmann* 1995).

In welche Prozesse und Bereiche der Identitätsentwicklung kann nun Musik Einfluss nehmen, oder besser: Wo und Wann wird der Musik Einfluss *gegeben*? Gibt es so etwas wie „sensible Phasen“ auch für die Musik? Hängen die Einflussmöglichkeiten der Musik mit dem Alter zusammen? Werden diese Fragen mit Hilfe der Erklärungsfolie der „fünf Säulen der Identität“ zu beantworten versucht, wird schnell deutlich, dass eine allfällige Mitwirkung bei der Identitätsbildung hauptsächlich über die Bereiche „Werte, Normen“ (5. Säule der Identität) und „soziales Netz“ (2. Säule der Identität) geschehen könnte. Faktoren wie Bewertung von Musik, Musikpräferenzen, Musikgeschmack, Einstellung zu Musik spielen dabei eine Rolle, alles Merkmale, die nicht im stillen Kämmerlein gebildet werden – bei Kindern und Jugendlichen schon gar nicht –, sondern in hohem Maße *sozialisationsabhängig* sind, gebunden an „*social worlds*“ und „*life style communities*“. Deshalb sei ein Blick auf die Entwicklungspsychologie, von musikalischen Fähigkeiten und Fertigkeiten geworfen, auf die musikalische Sozialisation und auf die Funktion, die Musik im Leben eines Menschen hat. Denn es handelt sich dabei um geteilte Werte und Ansichten, gebildet in und getragen von einer „*social world*“, d.h. von „kollektiven Kognitionen“ (*Petzold* 1995c), die immer wieder auch

Spiegel, Maßstab bzw. Vergleichsmöglichkeit in Bezug auf die eigenen Anschauungen sind.

3.1 *Musikalische Entwicklung und Bedeutung der Musik in verschiedenen Lebensaltern – Musikalische Sozialisation*

In den letzten Jahrzehnten wurde in der allgemeinen Entwicklungspsychologie der Blick auf eine *Life-Span-Developmental Perspektive*, auf eine Entwicklung in der Lebensspanne (Rutter/Rutter 1992; Faltermaier et al. 1992) ausgeweitet, nachdem klar wurde, dass herkömmliche Theorien unzureichend blieben, wenn sie das Entwicklungspotential im Erwachsenenalter und im Senium meist entweder ausblendeten oder negierten. Eine parallele Entwicklung fand auch in der Untersuchung der musikalischen Entwicklung statt (Gembris 1995). Die älteren Forschungsarbeiten zur musikalischen Entwicklung berücksichtigten – geprägt vom *Piagetschen* Denkmodell – nur einseitig die kognitiven Aspekte und die Musikwahrnehmung. Sie vernachlässigten emotionale und kreative Aspekte sowie das musikalische Aktivsein (z.B. Singen). Neuere Forschungsansätze (Gardner 1973/1993) zeigen aber, dass die musikalische Entwicklung bereicherspezifisch verläuft – vergleichbar mit der Sprachentwicklung –, d.h. relativ unabhängig von der allgemeinen kognitiven Entwicklung, und dass Fortschritte auf einem Gebiet nicht zwangsläufig auf ein anderes übertragen werden können (Hargreaves 1986, 1990). Dieses Erkenntnis hat insbesondere für die Entwicklung des Kindes Relevanz, ist aber auch im Erwachsenenalter noch von Bedeutung, z.B. in Hinblick auf die Übertragung von musik(päd)agogischen oder -therapeutischen Erfolgen auf andere Verhaltensbereiche (Tunks 1993).

Kindesalter

Im sogenannten „*Symbolsystem-Ansatz*“ (Gardner 1973, 1993), der besonders auf die Erforschung der künstlerisch-kreativen Entwicklung ausgerichtet ist, wird musikalische Intelligenz als ein eigener Intelligenzbereich verstanden (wie etwa die logisch-mathematische oder sprachliche Intelligenz). Das Charakteristische dieses Ansatzes ist der Versuch, die verschiedenen Symbolsysteme (Sprache, Musik, Malen, Spiel), innerhalb dessen spezifische Symbole vom Kind gelernt und benutzt werden, gesondert zu erforschen. Gardner unterscheidet zwei größere Phasen in der ästhetischen Entwicklung des Kindes: die *präsymbolische Phase* (die etwa der *Piagetschen* sensumotorischen Phase entspricht, sich von dieser aber v.a. insofern unterscheidet, als der symbolsystemische Ansatz die sensumotorischen Erfahrungen nicht für alle Verstehens- und Wissensprozesse zwingend

voraussetzt) und die Phase des *Symbolgebrauchs* (2.-7. Lebensjahr). Hier erlernt das Kind den Gebrauch von Symbolen durch kulturspezifische Sozialisation. Für die Teilnahme an künstlerisch-kreativen Tätigkeiten sind laut *Hargreaves* (1986) konkrete und formale Operationen, wie sie *Piaget* postuliert, nicht unbedingt notwendig, wenn das Kind Grundkenntnisse der Symbolisation erworben hat.

In den allerersten Lebensmonaten verlaufen die musikalische und die sprachliche Entwicklung vermutlich noch gemeinsam (vgl. *Bruhn/Oerter* 1993), haben hier gewissermaßen ihre gemeinsamen Wurzeln. Musikalische und sprachliche Entwicklung sind unmöglich ohne die Anregungen, die ein Säugling aus den sprachlichen und nichtsprachlichen Vokalisationen der Bezugspersonen erhält. Diese passen ihre stimmlichen Äußerungen, z.B. den Stimmumfang oder die Sprechmelodik, den Fähigkeiten des Säuglings intuitiv an (*Papoušek* 1991, 1994a). Das Kind ist schon vor der Geburt in der Lage, auf akustische Reize zu reagieren, es zieht, postnatal, den Klang einer Stimme anderen Klängen vor (*Standley/Madson* 1990), die Stimme seiner Mutter der einer anderen Frau (*DeCasper/Fifer* 1980). Mit sieben Wochen ist die Grundlage für eine Rhythmus-Verarbeitung gegeben (*Trehub* 1985), und mit sechs bis acht Monaten kann er erkennen, wenn in einer 6-Tonfolge, die ihm vertraut ist, ein Ton um 100, 125 oder 200 msec verzögert wird (*ibid.*). Veränderungen einer Melodiekontur können Säuglinge schon mit zwei Monaten erkennen (*ibid.*), und im Alter von ca. einem Jahr scheint sich ihre Wahrnehmung bereits an die sie umgebende musikalische Kultur gewöhnt zu haben: Westlich-europäisch geprägte Kinder reagieren auf Abweichungen von westlichen Tonarten (*Trehub et al.* 1990b; *Trainor* 1991). Im Laufe der Kindheit erfolgt dann eine weitere Anpassung der Hörfähigkeiten des Kindes an die westlich-europäische Musikkultur, im Zuge derer sich die Wahrnehmung für Tonalität und Harmoniegefühl entwickeln (*Shuter-Dyson* 1993). Bezüglich der Entwicklung der Melodiewahrnehmung nimmt *Gardner* (1993) an, dass Kinder zunächst grobe Umrisse und Proportionen eines Liedes erwerben, wichtige Phrasen, die grobe Richtung der Tonhöhenveränderung und das rhythmische Gerüst. Die Annahme einer holistischen Wahrnehmung von Melodie bzw. einer tendenziellen ontogenetischen Entwicklung von holistischer zu analytischer Wahrnehmung wurde jedoch von *Schwarzer* (1993) widerlegt: Auch analytische Verarbeitungsweisen bei der Wahrnehmung von Melodien sind schon im Kleinkind- und Einschulungsalter weiter verbreitet als bisher angenommen (*ibid.*). Der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen bei der Analyse von Melodien besteht vielmehr darin, welche Melodiemerkmale jeweils für die melodische Analyse eingesetzt werden (*ibid.*).

Aus Forschungen in anderen Kulturkreisen wird berichtet, dass der Erwerb musikalischen Wissens früh beginnt und unentwirrbar

mit der Internalisation kultureller Werte und sozialer Normen, sowie der Bildung des Selbst durch Interaktion mit anderen verflochten ist (Waterman 1990). Imitation – oft als eine simple Strategie des Lernens behandelt (vgl. aber Bandura 1986) – wird als zentraler Lernprozess für musikalische Fähigkeiten und Fertigkeiten gesehen (Baily/Double-day 1990 für Afghanistan). Der Unterschied in den Leistungen der dort untersuchten Kinder lag nur an der in gewissen Familien größeren Menge imitierbaren musikalischen Vorlagen und die Art und Weise, wie Imitation durch die Eltern gefördert wurde.

Bjorkvold (1990) nennt als faszinierenden Aspekt kulturübergreifender Kommunikationsmuster zwischen Kindern die Lied-Formeln (*song formulas*) wie z.B. das Necklied-Muster sol-sol-mi-fa-sol-mi. Er beobachtete auch, dass die Kinder (im Kindergartenalter) umso häufiger solche Lied-Formeln brauchen, je stärker sie in Freundschaften (und Rivalitätskämpfe), in soziale Beziehungen also, eingebunden sind. Musik und Singen haben bei Kindern eine emotionale, eine interaktionale und eine kommunikative, d.h. informationale Funktion. „Being so deeply rooted in the child’s personality, the musical mother tongue concerns every level of identity formation, as does the verbal language of the child. As one of the common codes through which child culture manifests itself, children’s singing will obviously contribute to the constant consolidation of cultural identity. Sociometric analyses of the characteristic group dynamics of spontaneous singing can further explain how this singing also is important for establishing group identity as well as sexual and individual identity“ (Bjorkvold 1993,132). Zu diesem Schluss kommt der Forscher durch Untersuchungen mit Kindern aus USA, Russland, Norwegen.

Die Ergebnisse sprechen dafür, dass Werte, Normen, Kommunikationsmuster und -normen sowie entscheidende Impulse für den Aufbau und die Erhaltung von Beziehungen, Aspekte der 5. und der 2. Säule der Identität, im Kindesalter einem Einfluss durch Musik offenstehen. Dazu kommt, dass Musik Kindern auch im Bereich der Leiblichkeit prägende Identitätserlebnisse vermitteln kann: über die *Formatio reticularis* hat Musik einen Einfluss auf den unbewussten Reflexmuskeltonus (David 1988). Dies erklärt die manchmal unwillkürlichen und gerade bei Kleinkindern und Kindern kulturübergreifend fast ausnahmslos zu beobachtenden motorischen Reaktionen auf rhythmusbetonte Musik. Möglicherweise prägt sich dem kleinen tanzenden Kind Volksmusik – die in seinem sozialen Umfeld verfügbar ist – leichter ins Leibgedächtnis ein, da sie doch mehrheitlich von anregendem „lüpfigen“ Tempo gekennzeichnet ist.

Adoleszenz

Musik hat im Leben vieler Jugendlicher und junger Erwachsener sicher eine besonders große Bedeutung. Der Besuch in der Disco, die

Teilnahme an der von lauter Musik begleiteten Street-Parade, die Bahnfahrt mit dem Walkman, das intensive, stundenlange Musikhören mit FreundInnen, die Diskussionen um *mega-in* und *mega-out*-Hits und Musik-Stars gehören zum Bild der Jugendlichen, und es kann als eine Binsenwahrheit gelten, dass sie sich damit von der Generation ihrer Eltern abgrenzen wollen, um ihre Eigenständigkeit und Autonomie zu bekräftigen. Das Phänomen ist seit langem bekannt, doch ob es ein Merkmal der Adoleszenz ist oder eines des 20. Jahrhunderts, bleibe dahingestellt. Identitätsfindung *via* Abgrenzung ist sicher ein evolutionär-biologisch begründeter Prozess in diesem Lebensabschnitt (Bischof 1985), doch seit wann er auch mittels musikalischer Präferenzen und Aktivitäten vonstatten geht, ist schwer zu sagen. Fest steht, dass das Musikrezeptionsverhalten von Jugendlichen von heute bei Erwachsenen häufig Anstoß erregt und auch musikwissenschaftlich oder musikpädagogisch motivierte AutorInnen selten die musikalischen Gewohnheiten von Adoleszenten wertneutral beschreiben (vgl. aber Müller 1990). Im Gegenteil, es wird weitgehend übereinstimmend von einem defizitären Rezeptionsverhalten gesprochen, was so viel heißt wie Intoleranz der Jugendlichen gegenüber E-Musik, Fixierung auf U-Musik und die dieser adäquaten – oder angeblich gar inhärenten – Rezeptionsweisen (Wiechell 1975, 1977). Einfaches und Vertrautes würde Anspruchsvollem und Neuem vorgezogen. Ideologisch weniger belastete Studien zu diesem Thema zeigten, dass sich Junge zwar tatsächlich gewissen Musikstilen verschließen – tendenziell z.B. volksmusikalischen Aktivitäten (Burckhardt-Seebass 1993, 200) –, doch wird darin ein mögliches Zeichen einer kulturellen Zäsur gesehen (ibid.). Die Ergebnisse einer sehr differenzierten und sorgfältigen Studie von Renate Müller (1990) verweisen zudem auf entscheidende Variablen, die dem „defizitären Musikhören“, den „Rezeptionsbarrieren“ zugrunde liegen: Demnach sind Jugendliche, je geringer der Peergruppendruck, um so flexibler in ihren Präferenzentscheidungen, um so toleranter gegenüber verschiedenen musikalischen Stilrichtungen, um so differenzierter und kompetenter in der Wahrnehmung von Musik. Restriktive Gruppenbeziehungen bauen eher Rezeptionsbarrieren auf. Individuen mit hoher sozialer Identität (Goffman 1974) sind in ihren Präferenzentscheidungen fixiert, treffen weniger autonome Entscheidungen (Müller 1990, 265). Je weniger restriktiv soziale Situationen sind, um so flexibler kann mit Musik umgegangen werden (ibid. 266). Jugendliche sind also nicht generell intoleranter gegenüber (z.B.) E-Musik; allein diejenigen, welche stark an eine kollektive Präferenzstruktur angepasst sind, können weniger flexibler über ihre Präferenzen entscheiden, müssen Angst haben, eigene Vorlieben zu entwickeln und sich mit diesen zu zeigen. Auch der Stellenwert, den die Jugendlichen der Musik im ihrem Leben beimessen, beeinflusst ihre musikalische Fle-

xibilität positiv (ibid., 270). Das heißt, je mehr jemandem Musik bedeutet, um so breiter ist sein musikalisches Interesse, um so vielfältiger sein Rezeptionsverhalten. Und je weniger die soziale Bedeutung von Musik auf den Ausdruck von Zusammengehörigkeit eingeschränkt wird, in dem an verschiedenen musikalischen Orientierungen bzw. in verschiedenen sozialen Kontexten an musikbezogenen sozialen Interaktionen teilgenommen wird, desto flexibler wird mit Musik umgegangen.

In der Musik, in ihrer Rezeption, finden Kinder und Jugendliche Möglichkeiten, ihre persönlichen Lebensräume zu gestalten (Kleinen/Schmitt 1991, 190), ihre Lebensqualität zu verbessern. Sie kann Ziele und einen Rahmen für die Entfaltung individueller Möglichkeiten zur Verfügung stellen, und sie etabliert – ähnlich wie das Gestalten des eigenen Zimmers – ein Stück eigene Welt, eine „Welt der Klänge und Melodien“, und damit ein Stück persönliche Identität. Zu diesem Schluss kommen Kleinen & Schmitt (1991), welche 1075 Zeichnungen von deutschen Kindern (von der 1. bis 10. Klasse) zum Thema „Musik verbindet“ untersucht haben. Musik mag hier als eine Art Projektionsfläche dienen für (utopische) Träume und (realistische) Lebensperspektiven. Dabei scheinen sich Geschlechterstereotype bemerkbar zu machen: Scheuer (1988) stellte fest, dass Jungen bei der Darstellung ihrer musikalischen Betätigungen individuelle Leistungen betonen, während Mädchen über die Musik ihren Träumen und Phantasien nachhängen, das Singen, Musizieren und Tanzen in der Gruppe oder mit einem Partner der individuellen Beschäftigung vorziehen. In beiden Fällen kann die Musik aber Leitbildfunktion haben, sei es in Form von direkter Imitation von und Identifikation mit Musikstars, oder durch die Projektion von Lebensperspektiven in die Musik. Als solche bietet sie den Jugendlichen ein Mittel, sich ihre Leit- und Vorbilder selber zu bestimmen (Kleinen/Schmitt 1991, 192). Und die Schlussfolgerung von Kleinen & Schmitt für den Musikunterricht: er „muss Aufklärungsarbeit leisten, und zwar weniger in Richtung einer Desillusionierung als vielmehr unter dem Aspekt einer Klärung und Versachlichung möglicher Einflüsse von Musik auf menschliches Verhalten. So leistet Musikunterricht seinen Beitrag zur Identitätsfindung“ (ibid., 193).

So wirkt denn Musik in der Adoleszenz offenbar auch stark in den Säulen des sozialen Netzwerkes und der Werte, Normen und Ideale. Während es aber bei kleinen Kindern noch um das Kennenlernen, die Bildung und Festigung von solchen Werten über die Musik geht, betonen Jugendliche ihre Werte in Abgrenzung zu denen anderer. Die Verbindung zur *sozialen Identität*, zur Säule des sozialen Netzwerkes, die durch Zugehörigkeit zur Peergruppe und durch die Entwicklung von gemeinsamer Gruppenidentität gestärkt wird, ist hier evident. Mit der Auswahl „ihrer“ Musik demonstrieren die Jugendlichen ihre

Eigen-art, die sie durch das Hören derselben immer wieder bestätigen. Das gemeinsame Musikerleben stiftet und festigt das Gemeinschaftsgefühl, aber auch die individuelle Identität des Einzelnen.

Erwachsenenalter

Zum mittleren Erwachsenenalter wird in der allgemeinen Entwicklungspsychologie im Vergleich zu Kindheit, Adoleszenz und Senium derzeit noch zu wenig Forschung betrieben, obgleich auch hier viele Veränderungsanforderungen und „Entwicklungsaufgaben“ zu bewältigen sind (Hoff 1995; Filipp/Schmidt 1995). In Bezug auf die musikalische Entwicklung ist die Lage nicht anders. Vorhandene Studien betreffen entweder die Messung musikalischer Begabung (Lernfähigkeit, Wahrnehmungsfähigkeit, Präferenzen) bei erwachsenen Laien und zielen oft auf die Frage, ob im Alter mit ihrem Abbau zu rechnen ist oder nicht (s.u.), oder sie befassen sich mit professionellen Musikern, z.B. mit der produktiven Kreativität von KomponistInnen oder mit Entwicklungsverläufen von InstrumentalistInnen (Gembris 1993). Bei Laien – diese interessieren in unserem Zusammenhang mehr – erfährt die musikalische Entwicklung nach Beendigung der Schulzeit oft einen gravierenden Einbruch. Das musikalische Potential liegt brach, musikalische Aktivitäten werden durch berufliche und familiäre Herausforderungen verdrängt, bis vielleicht die Kinder etwas größer, die Anspannung im Beruf kleiner geworden sind. Bei einer allfälligen Wiederaufnahme musikalischer Aktivitäten spielen die damit verbundenen sozialen Kontakte (z.B. in Chören oder Gesangsvereinen) möglicherweise eine größere Rolle als die Musik selber. Die Gestaltung der Freizeit kann in diesem Lebensabschnitt eine wichtige Dimension der Lebensgestaltung und Selbstdefinition darstellen. Insgesamt sind für die Entwicklung der Musikalität im Laufe des Lebens keine allgemeinen Normen zu entdecken. Es scheint mehrere Dimensionen von Musikalität zu geben, die sich während des Lebens unterschiedlich entwickeln und zu denen zum Teil noch wenig Wissen vorliegt. Zu den selten erforschten Bereichen der musikalischen Entwicklung gehören die musikalischen Erfahrungen und Einstellungen oder die musikalische Erlebnissfähigkeit. Bezüglich letzterer wird vermutet, dass sich die Intensität des emotionalen Musikerlebens im Laufe des Lebens steigert (Gembris 1993, 324), im hohen Alter aber eventuell – innerhalb einer generellen Verminderung von Gehör und Gedächtnis – wieder abnimmt.

Alter

Die Bedeutung, die Musik im Leben älterer Menschen innehaben kann, sieht Geck (1991) aus der Beobachtung von mehreren hundert älteren TeilnehmerInnen von musikpädagogischen Seminaren darin,

„... dass der dritte Lebensabschnitt die Möglichkeit bietet, die musikalischen Anfänge zu vervollkommen und sich somit einem neuen kommunikativen Medium [...] zu öffnen“ (Geck 1991, 48). Sie sieht außerdem lebensgestaltende Auswirkungen der musikalischen Betätigung in einer seelischen (oder religiösen) Befriedigung (Identitätssäule der Werte), in der Erweiterung des Rollenrepertoires und des Freundeskreises (Säule des sozialen Netzwerks), in einer möglichen Verbesserung des Gesundheitszustandes (Säule der Leiblichkeit). Als Tätigkeit wird in erster Linie das Singen von altem und neuem Volksliedgut empfohlen, da diese Generation über besondere Ressourcen verfüge, bzw. viele Lieder auswendig kenne. Tatsächlich haben Untersuchungen gezeigt, dass das Gedächtnis für populäre Lieder recht genau ist. Oft kann noch lange Zeit später das Jahr angegeben werden, in welchem ein bestimmtes Lied bekannt war, denn es löst viele kontextuelle Gedächtnisinhalte aus, anhand derer die Zeit geschätzt wird (Bartlett/Snelus 1980). Außerdem konnte nach der Präsentation der Melodie der Text besser memoriert werden als nach der Darbietung des Liedtitels. Auch bezüglich einiger anderer Bereiche musikalischer Leistungen und Fähigkeiten ist man zu dem vielleicht erstaunlichen Ergebnis gekommen, dass diese mit dem Alter kaum oder nur unwesentlich geringer werden (Gembris 1993, 1995). Melodische, rhythmische und harmonische Wahrnehmungsfähigkeiten korrelieren nicht mit dem Alter (Gibbons 1979, 1983a, 1983b), und musikalisches Lernen in Form von Notenlesen, Vom-Blatt-Singen, Instrumentalspiel und Schulung musikalischer Hörfähigkeiten ist auf jeder Altersstufe möglich (Eberly 1954; Mack 1982; Myers 1986). Die Gesamtleistung nimmt nicht oder nur geringfügig ab, hingegen brauchen ältere Menschen aufgrund von langsameren Reaktionszeiten mehr Zeit und Übung, um dieselbe Leistung zu erbringen wie jüngere (Mack 1982). Dazu ist allerdings zu sagen, dass möglicherweise bei diesen Untersuchungen verzerrte Ergebnisse dadurch zustande kamen, dass durch eine hohe Rate von fehlerhaften oder unvollständigen Daten schlechtere Leistungen gar nicht erst in die Datenanalyse eingegangen waren. Mit zu berücksichtigen ist auch der Umstand, dass im Alter das oft verminderte Selbstwertgefühl die (musikalische) Leistungsfähigkeit nicht unwesentlich beeinflusst. Alte und v.a. kranke alte Menschen schätzen ihre musikalischen Fähigkeiten geringer ein, was sich auf die Motivation auswirkt und die Lernfähigkeit indirekt tatsächlich behindern kann (Gembris 1993).

Auch in diesem Lebensabschnitt kann die Musik bei der Entwicklung bzw. Erhaltung von Identität im Bereich des sozialen Netzwerkes und der Werte/Normen wirken. Im Zugang zu musikalischen Lebenswelten (Singkreis, Chor), im Teilen von gemeinsamen Ressourcen aus „social worlds“ (Petzold/Petzold 1993) (Liedgut, geteilte Erinnerungen an musikalische Ereignisse aus früheren Zeiten) und in der

Reaktivierung von Erinnerungen an positive Lebensabschnitte und frühere Kraftquellen kann eine selbstwertstützende und Ich-stärkende Wirkung gesehen werden, die in dieser Lebensphase, in der verschiedene Aspekte der Identität von Abbau und Verlusten bedroht sind, von besonderer Wichtigkeit ist. Genauso wie eine *Erzählkultur* in kohärenten „*Erzählgemeinschaften*“ (ibid.) eine identitätssichernde Qualität hat, kann eine „Singkultur“ bzw. „Spielkultur“ in Singgemeinschaften oder Spielkreisen Identität kräftigen und bewahren.

3.2 Die Entwicklung von musikalischen Präferenzen und musikalischem Geschmack

Bevor erörtert wird, welche Faktoren bei der Entwicklung von musikalischem Geschmack und musikalischen Präferenzen eine Rolle spielen, ist es vielleicht sinnvoll, die beiden Begriffe auseinanderzuhalten (ausführlich bei *Schulden* 1990). Mit *Abeles* (1980) kann man unterscheiden zwischen aktuellem Entscheidungsverhalten (etwa Schallplatten- bzw. CD-Kauf, Konzertbesuch) in definierten, konkreten Situationen (*preferences*/Präferenzen) und langfristigen Orientierungen (*taste*/Geschmack). Die Verwendung des Begriffes Geschmack ist allerdings in ästhetischen Disziplinen umstritten, da er durch seine umgangssprachliche Verwendung zu einer Bewertungshaltung verleitet: der „gute“ und der „schlechte Geschmack“ implizieren auch eine Wertung der Musik (*Niketta* 1993). Andere Autoren ziehen es deshalb vor – und danach richtet sich auch der Sprachgebrauch in dieser Arbeit –, *Musikpräferenzen* als langfristig relativ stabiles System von erworbenen Wertorientierungen zu definieren (*Jost* 1982; vgl. *Behne* 1993). An die Stelle des „Geschmacks“ ist unter Einbezug sozialpsychologischer Konzepte der Terminus der (musikalischen) „Einstellung“ (*attitude*) getreten. Das von *Allport* geprägte Konzept umfasst in der Regel eine kognitive, eine affektive und eine konative, eine Verhaltenskomponente. Eng gekoppelt mit der Entwicklung musikalischer Präferenzen ist die musikalische Urteilsbildung, die ersterer zugrunde liegt. Darunter ist ein Prozess zu verstehen, der über Mechanismen des sozialen Vergleichs, der sozialen Identität, der Konformität, der Instrumentalität oder der Fehlattribuierung gesteuert wird (*Niketta* 1993). Die Urteils- und Präferenzbildung unterliegt verschiedensten Einflüssen: Werthaltungen können durch Lernprozesse verändert werden. Ein Musikstück, mehrmals vorgespielt, wird mit der Zeit als angenehmer erlebt, selbst wenn es nicht zu der vorgezogenen Stilrichtung gehört. Der Gefallen an „leichter“ Musik steigt dabei schneller an als an klassischer Musik, dafür setzt aber auch der Sättigungseffekt schneller ein (*Krugman* 1943). *De la Motte-Haber* (1984, 82) erklärt dies damit, dass der Lernaufwand für leichte Musik kleiner ist, da sie durchschaubarer ist, und

sich Vorlieben deshalb schneller „an sie heften“. Inwieweit diese Prozesse der Geschmacksveränderung gleich oder anders ablaufen, wenn das *Lernen* mit eigenem Aktivsein oder mit Aktivität mit andern Menschen verbunden ist (Volkstanz, Tanz usw.), wäre interessant zu wissen. In jedem Fall kann man sagen, dass es Menschen gibt, die so mit der Musik verbunden sind, dass sie wichtiger Bestandteil eines *Identitätsstils* wird, und natürlich werden musikalische Genres auch in bestimmten „*life-styles*“ prägend.

Immer wieder wurde auch nach einem Zusammenhang gesucht zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und ästhetischen Wertschätzungen. Ältere Studien über Interaktionen dieser Art bringen Widersprüchliches zu Tage: *Fisher & Fisher* (1951) sowie *Werbik* (1969) fanden, dass nervös gespannte, unsichere Personen zur Bevorzugung von Extremen neigen. Ihre Vorliebe gelte entweder erregten oder sehr ruhigen Passagen, nicht aber gemäßigten. Außerdem lehnten Menschen mit eher dogmatischer, intoleranter Haltung neue Musik stärker ab als andere. Es wird aber vor der Wechselwirkung der Variablen (dogmatisch, intolerant) mit andern Variablen (Intelligenz, Alter) gewarnt. Keinen signifikanten Zusammenhang zwischen Musikpräferenz und Persönlichkeit (wohl aber zwischen Persönlichkeit und Beurteilung von Hörern) fanden *Cattell et al.* (1967). Trotzdem „labeln“ StudentInnen – aufgrund alltagspsychologischer Vorurteile – ganz klar VolksmusikhörerInnen als „ordentlich“ und „unkritisch“ ein (*Schulten* 1990, 148). Nicht unabhängig ist unsere Urteilsbildung über ein Musikstück auch vom Ansehen und der Bedeutung des Urhebers/der Urheberin: Das Werk eines schon bedeutenden Komponisten gefällt eher als ein – qualitativ vergleichbares – Werk eines unbedeutenden Komponisten. Dieses Phänomen – in der Sozialpsychologie unter der Bezeichnung *Salienz* (*Stroebe et al.* 1996) bekannt –, ist auch bei der Beurteilung von Musik ein kaum zu vermeidendes Vorurteil und trifft vermutlich auf Laien wie auf Experten zu (*Rittelmeyer* 1971). Daraus folgt eine Manipulationsmöglichkeit der Einschätzung von Musik durch Prestigesuggestion, ein für moderne „*life styles*“ charakteristisches und nicht unproblematisches Phänomen.

In einer amerikanischen Untersuchung zu Musikvorlieben von älteren Menschen (es wurden 514 über 65jährige AmerikanerInnen befragt) kamen *Moore et al.* (1992) zu folgenden Ergebnissen: a) patriotische und populäre Lieder/Schlager und Hymnen wurden Volksliedern vorgezogen; b) langsamere und gemäßigtere Tempi wurden den schnellen vorgezogen; c) live-Begleitung auf einem Akkordinstrument wurde einer Melodie-Begleitung und Synthesizer-Begleitung vorgezogen. Befragungen von deutschen Rundfunkanstalten wiederum haben ergeben, dass volkstümliche Musik eher ältere Personen der unteren und mittleren Bildungsschichten anspricht (*Rösing* 1993).

Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Unterschieden in den musikalischen Präferenzen scheinen gewisse Rollenstereotype zu bestätigen, sind aber nicht durchgängig zu beobachten: Männliche Attraktivität soll mit der Bevorzugung von Heavy-Metal-Musik steigen, weibliche durch die Vorliebe von klassischer Musik (Zillmann/Bathia 1989). Frauen urteilen generell positiver und artikulieren ihre Vorlieben „angepasster“, während Männer – vor allem männliche Jugendliche – eine Neigung zum Ausgefallenen, Nonkonformen zeigen (Behne 1986a). Nach einer These von Christenson & Peterson (1988) unterscheiden sich weniger die tatsächlichen Musikpräferenzen von (jugendlichen) Männern und Frauen als vielmehr deren „Geschmackskultur“, der Umgang mit Musik und ihre Funktion. Frauen setzen demnach Musik stärker zur Beeinflussung der Stimmung und zur sozialen Kontaktaufnahme ein als Männer. Schließlich ist zu erwähnen, dass auch *nicht* selber gewählte Musik, solche, die uns als Hintergrundmusik angeboten wird, unsere Musikpräferenzen beeinflusst (Rösing 1993). Forschung dazu steht allerdings noch aus.

3.3 Identitätsstiftende Momente der Musik

Aus den Ausführungen zur musikalischen Sozialisation geht hervor, dass von den Petzoldschen „Fünf Säulen der Identität“ alle von Musik beeinflusst werden können außer der der „materiellen Sicherheiten“, letztgenannte nur in besonderen, nicht wirklich musikspezifischen Fällen (bei Berufsmusikern z.B.). Den Säulen des „sozialen Netzwerkes“ und der „Werte, Normen und Ideale“ kommt dabei sicher die größte Bedeutung zu. Die Identifizierungs- und Identifikationsprozesse, welche in einer Gruppe von Menschen wechselseitig zu sozialer und persönlicher Identität führen, diese bekräftigen und gegenseitig bestätigen, können durchaus auch „in der Sprache der Musik“ erfolgen. Sie gehört damit zu den vielen nonverbalen Kommunikationsprozessen, die sich zu einem wesentlichen Teil unbewusst abspielen. Die Wahrnehmung und Verarbeitung von Musik ist ein komplexes Geschehen, bei dem nicht nur sensorische Prozesse beteiligt sind, sondern auch emotionale und kognitive. Durch die „kognitive Perzeption“ wird dem Gehörten Bedeutung verliehen (Aldridge 1991). Bedeutung kann aber nicht unabhängig sein von persönlicher Identität und individueller und kollektiver Sinngebung. Insofern ist das Hören und Machen von Musik, und natürlich auch die verbale Kommunikation darüber, mit „Identitätsarbeit“ verbunden.

Betrachtet man nun einen Menschen in seiner Lebensspanne und in seiner sich stetig wandelnden Identität, so kann die Musik als eine „Begleiterin“ gesehen werden, die sich jederzeit in diese Prozesse weben und einmal mehr und einmal weniger in das Geschehen der

Veränderung von personaler und sozialer Identität „eingreifen“ bzw. zu ihrer Aufrechterhaltung und Unterstützung einen Beitrag leisten kann. Wie groß dabei die Bedeutung der Musik – und damit ihr Einfluss – im Leben eines Individuums sein oder werden kann, hängt von der musikalischen Sozialisation ab, von den gesammelten Erfahrungen, die ein Individuum, allein oder im sozialen Kontext seiner „*lifestyle peers*“, mit Musik macht, von seiner musikalischen Begabung, den Wahrnehmungskompetenzen und der emotionalen Resonanzfähigkeit, von seinem *Identitätsstil*. Musik kann ein „Ort“ der Ruhe und des Rückzugs werden, ein „Ort“ der Besinnung, der Entspannung, der Erholung, der Geborgenheit und Sicherheit – im therapeutischen Zusammenhang würde man von einem „*safe place*“ sprechen (Katz-Bernstein 1996; Petzold 1995a) –, aber auch ein Ort der Begegnung, der Gemeinsamkeit, eine Quelle geteilter Freude (oder anderer Emotions- und Stimmungslagen) und geteilten Sinns. Sie kann sich somit zu einem heilsamen bzw. *salutogenen* Faktor in der Lebensspanne entwickeln (ibid.), auf den auch in Zeiten bedrohter Integrität und Identität zurückgegriffen wird. Das kann so weit gehen, dass Musik mehr als nur eine identitätsstiftende Funktion hat und von geradezu existentieller Bedeutung ist. Von Menschen, die schwere Verluste zu tragen haben oder an einer (lebens-)bedrohenden Krankheit leiden, hört man zuweilen, dass sie Halt in der Musik finden – unter Umständen den einzigen. Bei vielen Menschen erfährt die Musik im Alter plötzlich eine ganz andere, größere Gewichtung. Musik scheint geeignet zu sein, bei gehäuften Verlusterlebnissen kompensatorisch zu wirken (Muthesius 1997, 88), ein Grund, warum sie in der Altenarbeit sehr häufig zum Einsatz kommt. In der Adoleszenz wiederum ist die identitätsstiftende Wirkung von Musik insofern von besonderer Bedeutung, als sie dann wohl am deutlichsten mit Selbstdarstellung und -definition in Verbindung gebracht wird. Musikalische Fremd- und Selbstattributionen haben in dieser Lebensphase einen relativ hohen Stellenwert im Gesamt der identitätsbildenden Faktoren, und sie dienen in besonderem Maße der Abgrenzung von anderen. Unter Umständen reicht dem einen Jugendlichen die Angabe der Musikpräferenzen eines anderen, um dessen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppierung zu erkennen.

Nicht nur individuelle Identität ist stetem Wandel unterworfen, auch gruppale, nationale Identität ändert sich im Zusammenhang mit den politischen, soziologischen, ökologischen Gegebenheiten, mit natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen und Perspektiven. So beginnt sich z.B. nationale Identität in eine internationale, europäische oder globale Identität auszuweiten (Beck 1997), was sich unter anderem auch in der Musikperzeption niederschlägt. In den 60er und 70er Jahren suchten und fanden westliche Musiker und Musikliebhaber vermehrt in östlicher Musik – und damit verbunden natür-

lich in den philosophischen und religiösen Lehren dieser Kulturen – ihre Heimat, ihr Selbst, ihre (spirituelle) Identität (Hamel 1976) oft unter (partieller) Verschmähung der Musik des eigenen Kulturkreises. Dabei hat wohl einerseits die dort gefundene Musik Werte und Ideale zu verändern vermocht, andererseits ließen sich die sich neu konstituierenden Werte an der „neuen“ Musik festmachen, eine Wechselwirkung also, getragen von emotionalen, kognitiven und interaktionalen Prozessen. Die Entwicklung zu einer „internationalen“ oder „europäischen“ Identität bedeutet aber noch keineswegs, dass damit die nationale an Bedeutung verliert, möglicherweise ist sogar das Gegenteil der Fall. Der Prozess der „Moderne“ (Habermas 1985) mit seinem multi- und interkulturellen, ja *transkulturellen* Dynamiken (Petzold 1998) führen dazu, dass Volksgemeinschaften sich weniger homogen darstellen, als dies um die Jahrhundertwende oder in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg der Fall war. In einem Land wie der Schweiz mit seinen vielfältigen kulturellen Traditionen, Sprach- und Volksgruppen ist ohnehin eine plurale nationale Identität gegeben, in dem diese Vielfalt geradezu als ein charakteristisches Identitätsmerkmal zu sehen ist. Gerade in solchen Prozessen der *Pluralisierung* und Gegebenheiten der Vielfalt ist aber zu vermuten, dass die identitätsstiftende Qualität von (Volks-)Liedern, (Volks-)Musik, (Volks-)Märchen und anderen Texten nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, weil durch sie die Möglichkeit besteht, in dieser postmodernen Lebensvielfalt eine „geistige und emotionale Heimat“ zu erhalten. Durch Musik wird ein gewisses Maß an Zugehörigkeit gewährleistet und werden gleichzeitig übergreifende, verbindende Qualitäten freigesetzt. Möglichkeiten gemeinschaftlichen Musikerlebens und musikalischen Tuns bieten *Kontaktflächen*. Aus diesem Grunde kann es sein, dass Volksmusik, Volkslieder, Volksbrauchtum usw., Volksgüter also, die die nationale Identität stärken, noch an Bedeutung gewinnen.

4. Schweizer Volksmusik und Identität

4.1 Schweizer Volksmusik: Ein Konstrukt?

Versteht man das *Volkslied* – das zu einem gewissen Grad hier die *Volksmusik* repräsentieren kann – als mündlich überliefertes, von Generation zu Generation weitergegebenes, also „uraltet“ und an Brauchtum gebundenes Lied, so ist es bereits tot (Suppan 1978) oder unweigerlich dem Untergang oder aber einem musealen „zweiten Dasein“ geweiht (Wiora 1958). Sieht man es aber nicht restriktiv, sondern mit all seinen Wandlungen, hat eher „jene einengend-normative Begriffsdeutung des Volksliedes sich überlebt“ (Schepping 1985) und

muss sich einer breiteren Sicht öffnen. Im Spannungsfeld dieser beiden Blickwinkel steht das Volkslied und die Volksmusik erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Noch ungebrochen auf „lebenserhaltende Maßnahmen“ ausgerichtet war der Ton, den z.B. *Gaßmann* (1936) in seinem leidenschaftlichen Plädoyer für das Schweizer Volkslied anschlug. In diesem „besitzen wir ein Juwel, das zu hüten die heutige Zeit uns eindringlicher mahnt als je“ (*ibid.*). Und 1994 meint dagegen *Seiler*: „Es gibt keine Schweizer Volksmusik. [...] Nichts besteht ausschließlich aus schweizerischen Rohmaterialien. Wesentliche Bestandteile, Konzepte, Treibstoffe sind importiert, auf Schleich- und Irrwegen in die Schweiz gekommen, um hier angewendet zu werden“ (*Seiler* 1994, 111f). Allein diese Wandlung in der Sichtweise innerhalb einiger Jahrzehnte mag schon ein Beweis dafür sein, dass Volksmusik nichts Statisches sein kann. Selbst wenn die Formen erhalten blieben, die unterschiedlichen Haltungen, Attributionen und Bewertungsmaßstäbe, mit denen ihr gegenübergetreten wird, geben der Volksmusik eine andere „Identität“ oder vielleicht die Möglichkeit, verschiedene Identitäten anzunehmen bzw. verschiedene Funktionen zu erfüllen. Woher aber immer geschaut wird: Das Thema scheint Emotionen aufzuwerfen, und kaum ein Kommentar ist frei von expliziten oder impliziten Projektionen, Ideologemen, kaum ein Kommentator, der nicht weiß, wie die „echte“ Schweizer Volksmusik zu klingen hat und welches ihr Gehalt, ihre Botschaft, ihre Aufgabe sei, nur – die Vorzeichen ändern sich. Auch in der „neuen Volksmusik“, in der sich Jazz- oder Popmusiker (seit den 70er Jahren) mit der volksmusikalischen Sprache auseinandersetzen, wird massiv gewertet. So ist – wie schon erwähnt – *Hans Kennel* an der archaischen, möglichst unverfälschten Musik der Schweiz interessiert und will „durch das improvisatorische Bekenntnis einer anderen Generation der *geschändeten authentischen Volksmusik etwas von ihrer alten Würde zurückgeben*“ (*Reinle* 1998) (H.d.V.). Mit der „Schändung“ der Volksmusik ist hier wohl ihre multimediale Vermarktung und Popularisierung gemeint, die Pflege eines Folklorismus als „Ersatzkultur“ (*Emmerich* 1971; *Baumann* 1976). Es bleibt aber unklar, warum sich die „echte“ Volksmusik so vehement von dieser Form der Kultur, diesem Charakteristikum eines „*life styles*“ abzugrenzen hat. Handelt es sich tatsächlich um eine „gnadenlose Enteignung des Volksvermögens“, was „das Fernsehen in seinen zahl- und heillosen Volksmusik-Grand-Prix und den Musikantenstadeln betreibt?“ Ist es wirklich „grundsätzlich pervers“ (*Rüedi* 1994, 11) oder deckt es sich einfach nicht mit den Idealen und Ideologien, mit denen der Verfasser „seine“ Volksmusik betrachtet und befrachtet? Es scheint, als ob Schweizer Volksmusik fast nicht ideologiefrei betrachtet werden könne, dass sie sich im Gegenteil als Feld für historische, gesellschaftliche und persönliche Projektionen geradezu anbietet oder dies sogar ihre

Hauptfunktion darstellt. Zum Emblem für Heimat und nationale Identität wurde sie aber erst, nachdem im 18. Jahrhundert die Schweiz im Zuge der *retour à la nature*-Bewegung als ursprüngliches, natürliches Land „entdeckt“ (Rüedi 1994), der Äpler zur Verkörperung naturnahen Lebens gemacht wurde. Seine Musik wurde zu einer Manifestation einer Sehnsucht nach Ursprünglichkeit, nach einem goldenen Zeitalter, nach einer historischen Schweiz, die es so wahrscheinlich gar nie gegeben hat (Lichtenhahn 1985). Die Projektion aber hat „durchaus Aktualität: sie vollzieht sich darin, dass in der Schweiz auch heute das Jodeln immer wieder als Zeichen der Verbundenheit mit den Vätern und der freien Heimat empfunden wird. Gegen solche Vorstellungen – als eine Art mythischen Bewusstseins – lässt sich schwerlich etwas einwenden; bedenklich ist aber ihr Missbrauch zu Idealisierungen und Ideologisierungen, die die Projektion als reale Vergangenheit missverstehen und so die Vergangenheit verklären, um sie der Gegenwart als ein Muster vorzuhalten“ (ibid., 21). Die Instrumentalisierung der Schweizer Volksmusik zur Pflege eines verklärten Blickes auf die Geschichte des Volkes findet auf der Ebene der persönlichen (regressiven) Sehnsüchte ihre Parallele z.B. in Texten von Reinhart (1942-43): „Und überkommt uns nicht ein Heimweh nach einer Zeit, da uns die Natur, die Sonne, der Frühling, die Blumen das Herz umstimmen konnten? Und wer konnte ein solches Liedlein schaffen? Ein Mensch, der so rein und keusch war, dass er auch noch ein Kind sein, singen durfte, wie Kinder singen. Darum liegt auch so viel Lebensgut im Volkslied, weil es uns Menschen der neueren Zeit wieder lehren könnte, ganz Kind zu sein.“ (ibid., 6). Und weiter: „Hier ist Einheit, hier ist Harmonie; hier ist das, was wir im höchsten Sinne Heimat nennen.“ (ibid., 9). Wie sehr sich die Bedeutung der Schweizer Volksmusik in Abhängigkeit vom Kontext des Betrachters verändert, wird beim Lesen solcher Passagen – letztere wurde während der Zeit des deutschen Nationalsozialismus geschrieben – mehr als deutlich. Es kann ihr deshalb nur ein sich stets wandelndes Verständnis gerecht werden (Lichtenhahn 1985, 23), und die Theorien zu ihren Erscheinungsformen, Funktionen und ihrem Stellenwert müssen mehrperspektivisch, disziplinübergreifend und prozessual gedacht werden. Als wissenschaftlicher Terminus hat der Begriff der Volksmusik „seine emphatische Bedeutung, nämlich wirklich die Musik des (ganzen) Volkes zu meinen, endgültig verloren“ (idem 1992) und ist zu einer Chiffre geworden. Zu schützen und retten sind in diesem Sinne denn auch nicht Lieder und Weisen an sich, sondern Freiräume, in denen Volksmusik geschehen und sich weiterentwickeln kann (Rüedi 1994), in denen sich Menschen gemeinsam an dieser Musik freuen, sich darin wiedererkennen und sich durch sie mit anderen verbunden fühlen können.

4.2 Identitätsstiftende Momente der Volksmusik

Volksmusik definiert sich als Musik eines Volkes und seiner Kultur mit bestimmten Identitätsmerkmalen als eine Strömung der Kultur mit spezifischen kulturellen Stilen (s.o). Sie ist einer Bevölkerungsgruppe zuordenbar und suggeriert oder beansprucht somit geradezu eine identitätsstiftende Wirkung. In einer andern Lesart kann natürlich umgekehrt argumentiert werden, dass die (Schweizer) Volksmusik so heißt, weil sie der Eigenart und Identität des Volkes entspringt. Dies nachzuweisen wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhundert verschiedentlich versucht. A.L. Gaßmann (1936) beispielsweise leitete die Tonstruktur des Schweizer Volksliedes von in der Natur gegebenen Harmonien ab (z.B. F- und C-Dur Harmonien), die er, in Anlehnung an Vorreiter dieser Idee, wiederholt aus Wasserfällen und Fließgewässern herausgehört haben will. Ebenso behauptet er, dass Naturjodler, solche Sänger also, die keine Noten kennen, instinktiv und „triebhaft“ ihre Jodellieder in F- oder C-Dur anstimmen. Daraus folgert er, dass „der Fundamentalton unserer Bergwelt“ ein F ist „in seinen verschiedenen unteren Oktaven“, auf dem sich die Naturharmonie C-Dur aufbaut (ibid., 13). Der Gesang des Älplers wächst aus den Wasserharmonien heraus, steht zu diesen in einem harmonischen Verhältnis. Gaßmann findet darin eine Antwort auf die Frage, warum die Schweizer Melodien so sind und nicht anders. „Wie unsere Freiheit aus den Bergen der Urschweiz kam, so auch das Schweizer Volkslied. Es ist ein Freiluftgebilde unserer hehren Alpenwelt, ein Produkt des Hirten- oder Schäferlebens und entsprungen einem eigengesetzlich ausgeprägten Volksseelenleben unserer Vorahren“ (ibid., 15). Und weiter: „Die Freiheit der Bergler, [...] das Wesen des Schweizers hat mitgesprochen und unser ureigenes Volkslied gezeitigt. Tiefgefühlte Bilder der Volkspsyche treten uns in ihm entgegen und heben und schwellen die Schweizerbrust. Hier spricht sich der Volksgeist melodisch charakteristisch aus“. Das „psychologische Geheimnis“ des schweizerischen Naturgesangs, des schweizerischen Volksliedes sieht er darin, dass der Widerhall der Felswand, vor der der Urtyp unseres schweizerischen Volksliedes (eine Aufeinanderfolge von drei Tönen: c-a-f) gesungen wird, diesen in eine Harmonie, einen Dreiklang verwandelt –eine erste These. Dass das Schweizer Volkslied das musikalische Abbild unserer Alpen und der Schweizer Landschaft sei, ist seine zweite These, und dass die Stimmungsfarbe der Schweizer Landschaft der des Liedes entspreche, die dritte. Und er folgert: „Somit ist das echte Schweizer Volkslied in seiner ‚romantischen‘ Bergstimmung *tonpsychologisch* das *getreue Abbild, der tonlich-seelische Niederschlag des herrlichen Schweizerländchens, seiner Bevölkerung und seiner Verhältnisse*“ (ibid., 96). Und er rät: „Hin, ihr Jungen, zur Urquelle des Volksliedes und trinket, damit wieder neues, fri-

sches Schweizerblut durch eure Adern rollt! Hin, ihr Alten, stählt euch durch einen kräftigen Trunk am Born des Volksliedes *und werdet wieder echte, biedere, freie Schweizer Männer* und Bürger! Hin, liebes Schweizervolk, zur Urquelle des Volksliedes! Besinne dich und *erkenne dich selbst!* (ibid., 34; H.d.V.).

Den offensichtlich suggestiven Gehalt dieses Textes kann man sich in unseren Tagen nicht ohne Befremden oder Belustigung zu Gemüte führen. Kaum jemand identifiziert sich heute noch mit dieser Form von Schweizer Nationalgefühl, viel eher distanziert man sich davon (Burckhardt-Seebass 1993). Und dennoch ist die identitätsstiftende Wirkung der Volksmusik nicht widerlegt oder als bloße Demagogie entlarvt. Erinnerung sei an *Elmar Schmid* (cit. Butz 1997): „Die Volksmusik hat mir geholfen, dass ich wieder Boden unter den Füßen habe ...“; er ist kein Purist, der nichts anderes kennt und spielt. Es muss also etwas anderes wirken. Denn selbst wenn man eine tonpsychologische Wirkung, wie sie *Gaßmann* vorschlug, nicht ganz falsifizieren kann, wird ihre Bedeutung heute wohl von niemandem mehr ernsthaft als grundlegend eingestuft. Im Gegenteil meint *Baumann* (1976), dass das Tonmaterial an sich unabhängig vom Wortinhalt keinen heimatideologischen Gehalt ausdrücken könne. *Rousseau* sah im Volkslied als „*signe mémoratif*“, dessen charakteristische Wirkung. Diese beruht demnach nicht auf den Tönen selber, sondern auf kontextuelle Bedingungen, Erinnerungen, Begleitumstände, die der einzelne von Kindheit an mit diesen Tönen, Klängen und Liedern in Verbindung bringt (*Lichtenhahn* 1992). Ob bei jemandem beim Hören eines Liedes aus der Heimat Heimweh evoziert wird, hat weniger mit der Struktur des Liedes zu tun als mit der emotionalen Bewertung (*valuation*) des Gehörten. Das Heimweh entsteht, wenn mit dem Lied positive Assoziationen verbunden werden können. Diese sind im Laufe der musikalischen Sozialisation, der musikalischen Biographie geschaffen worden als Merkmal eines „Identitätsstils“ und werden nun lediglich abgerufen; d.h., es werden dem Lied bzw. der Musik Inhaltskomplexe wie Heimat, Freiheit, Schweizer Eigenart zugeschrieben, was bei Liedern meist mit der Unterlegung eines entsprechenden Textes geschieht (*Baumann* 1976), und diese können wiederum auf die Zuhörenden bzw. Musizierenden zurückwirken.

Doch auch wenn *Gaßmanns* Theorien zum Ursprung der Schweizer Volksmusik heute „schwülstig“ und pathetisch klingen, so trifft doch seine Aussage zu, dass „das Wesen des Schweizers (...) unser ureigenes Volkslied gezeitigt“ oder doch wenigstens mitgeprägt hat. Die kulturellen und sozialen Prozesse, aus denen *Volkskultur* entspringt, schließen „das Wesen des Schweizers“ – was immer das genau sein mag – mit ein. Im Spannungsfeld der Wechselwirkung von Zuschreibungen, *Identifizierungen* und *Identifikationen* ist dieses Volksgut entstanden, und seine Eigenart bietet sich wieder als Identifikationsfeld

an – bewusst oder unbewusst. Viele Menschen fühlen sich unerwartet von einem „Heimatlied“, einem traditionellen Ortsmarsch o.ä. angesprochen oder berührt, ohne dass sie sich je bewusst mit diesem Musikstück *identifiziert* hätten, und viele Volkslieder transportieren wichtige Identitätsmerkmale, wie deutlich wird, wenn man Volksliedsammlungen einmal unter dem Raster der „Fünf Säulen der Identität“ durchsieht.

4.3 Identitätsstiftende Elemente in Volksliedern

Volkslieder wären keine *Volkslieder*, würden sie nicht für Gruppen mit geteilten Werthaltungen (*social words*) geschrieben, in Gruppen gesungen und als gemeinsames (Lied-)Gut wahrgenommen und weitergegeben. Die Vermittlung dieser Lieder während der (musikalischen) Sozialisation, die Umstände und das sinnliche Erlebnis rund um das gemeinsame Singen, der Akt des Singens an sich, mit der Erfahrung der leiblichen Koordination und Komposition mit anderen mit dem Ziel eines übergeordneten Ereignisses, bilden also bereits einen impliziten Boden für identitätsstiftende Prozesse, Identitätsstile, *life styles*. Darüber hinaus können auch in den Liedtexten direkt oder indirekt immer wieder Elemente gefunden werden, die die verschiedenen Bereiche der Identität ansprechen und stärken (sollen). Es seien im folgenden Lieder ausgewählt, anhand derer dies deutlich gemacht werden kann³.

Säule der Werte und Normen

Die meisten der altbekanntesten, von vielen älteren Menschen noch gut erinnerten Volkslieder, welche mit Inbrunst die Liebe zum Vaterland, die Schönheit und Eigenheit des Landes und die Schweizer Identität beschwören, sind im letzten Jahrhundert geschrieben worden, als in der Schweiz nach der Helvetik und der Mediation, nach eher von außen aufgezwungenen politischen Neuerungen also, eine eigenständige Bewegung entstand, die mit der Gründung des Bundesstaates eine neue nationale Form fand, welche es zu bekräftigen galt: „S‘Schwyzerländli^I (isch nu chli, aber schöner chönnts nöd sy“) ist dafür ein Beispiel oder: „Ich bin ein Schweizerknabe^{II} (und hab die Heimat lieb“), in welchem in der zweiten Strophe auch der Charakter eines „richtigen Schweizerknaben“ geschildert bzw. suggeriert wird: „Ich bin ein Schweizerknabe, ich liebe Lust und Scherz, ins heitre Land der Alpen, passt nicht ein finstres Herz“ und weiter in der dritten Strophe „Ich bin ein Schweizerknabe, ich leide keine Schmach, am Hochgefühl der Schweizer, schon manche Lanze brach“. In diesen Liedern wird oft der Bezug zur Schweizer Geschichte als Identifikation angeboten („Hier standen die Väter zusammen, dem Recht und der Freiheit zum Schutz“ im „Rütlilied“^{III} oder „Heil dir, Helvetia, hast du der Söhne ja, wie sie Sankt Jakob sah, freudvoll zum Streit“ in der ehemaligen Nationalhymne „Rufst Du mein Vaterland“^{IV}) oder es wird – aus der Ferne – die Heimat Schweiz als der Ort einer Kindheit in Freiheit und Geborgenheit gepriesen („Traute Heimat meiner Lieben^V, sinn ich still an dich zurück, wird mir wohl, und dennoch trüben Sehnsuchtstränen meinen Blick“).

Säule der materiellen Sicherheiten

Dass eine Identität als Schweizer (Bauer), als Schweizer Knabe (Bueb) oder Mann auch eine materielle Grundlage garantiert, kommt immer wieder zum Ausdruck in Liedern

wie: „Wenn mer bi de Puure isch^{VI}, do hett mes ... guet“. Für das tägliche Brot ist gesorgt: „S'Chämi volle Speck und Wurscht, Milch und süesse Nidel für de Turscht, alli Tag Puurebrot, do hett's kei Not“, es besteht kein Grund zur Sorge. Auch das Land selber mit seiner Schönheit, seinen landschaftlichen Ressourcen gibt dem Schweizer (Bueb) existenzielle Sicherheit: „Chum Bueb und lueg dis Ländli a!^{VII} Wie das hät kei's de Säge, Schneezacke gseht de Himmer ha, das Dach cha Sturm verträge. Wildwasser brust vom Berg is Tal, de Tannewald ghörscht rusche, de zwüsche's Lüte öppenemal und lusche muest und lusche“. Was ein „richtiger“ Schweizer (Mann) zu einem sorgenfreien Leben braucht, wird im folgenden Lied beschrieben: „Was bruucht e rächte Schwyzerma?^{VIII} Das sell mer öpper säge! Er mueß n es eiges Hüsil ha mit glänzige Schyben und Meie dra, e guete Schärme Tag und Nacht, im Sunneschyn und Räge. Was bruucht e rächte Schwyzerma? Das sell mer öpper säge! Er mueß n subers Wybli ha, das hilft em`s Gütli zämeha, es macht em öppe churzi Zyt und hilft em`s Ungfell träge.“

Säule der Arbeit/Leistung/Freizeit

Lieder über bestimmte Berufsgruppen und -stände haben eine lange Tradition. Vorwiegend Sennen-, Küher- und Bauernlieder sind es in den alten Schweizerliedern: „Was kann schöner sein^{IX}, was kann edler sein als der liebe Küherstamme? Wenn sie hörend d'Vögel singen, tuet ne ds Herz im Leibe aufspringen, dass die Zeit rückt an und die Erde dann Laub und Gras herfür tuet bringen (...). Hier im Schweizerland ist der Küherstand ganz notwendig zu erachten, wenn man Berg und Tal, darin überall ganz natürlich tuet betrachten. Wie zög man dies Land zu Ehren, wo kein Pflug sich recht kann kehren! Aber durch das Viich können Arm und Riich sich darinnen wohl ernähren“. Es wird hier begründet, warum die eigene Arbeit (Küher) unter gegebenen Umständen einer anderen (Ackerbauer) vorzuziehen sei. Und dass bei genügend Leistung auch ein hinreichender Wohlstand (materielle Sicherheiten) erlangt werden kann, soll diese Berufswahl noch verlockender machen bzw. sie bestätigen. Identitätsstiftend können Aussagen auch sein durch Abgrenzung gegenüber „höheren Herren“ (wie in „Es isch kei sölige Stamme^X wo si cheu druffe bstah. Die Herre si nit wie d' Bure, sie si so gar schlimmi Lüt: wenn me sie öppe will belure, sie trauen i ds künftig nüt“) oder gegenüber einem anderen Volk (z.B. den Schwaben, wie in „Dei obe-n-uf em Berg li^{XI} stoh e bruni (...) Chue! Und wenn si d'Schwizer melchid, lugid d'Schobe zue“). „Mir Lüt uf dem Land^{XII} si so lustig und froh; mir führen es Läbe, s'chönnt besser nit goh (...). Am Morgfe früeh use zur Arbet ufs Fäld; mir lönis nit gruse, es bringt is jo Gäld; wie meh dass merschaffe, wie meh goht is i, das isch so im Läbe, s'chönnt besser nit si“. Warum sich „das einfache Volk“, die Bauern und Sennen solche Lieder gemacht haben und nicht die Herren und Beamten, warum jene den eigenen Berufsstand idealisieren und diese nicht, wäre zu untersuchen. Dass nämlich das Leben der „einfachen Leute“ oft alles andere als beneidenswert war, zeigen die weit weniger bekannten Arbeitslieder und Balladen der „geringen Leute“, die von fahrenden Sängern im 18. Jahrhundert verbreitet wurden (Hofstätter 1992).

Säule der Leiblichkeit

Der Aspekt der Ernährung und Gesundheit findet sich in Form von Beschreibungen der täglichen Kost und deren Wirkung: „I bin e Sennebüebli^{XIII}, ha gääli Hose aa. Zöndrot ischt jo mi Broschtuech met Silberchnöpfe draa. I tringge Milch ond Schotte, i ässe Chäs und Brot. Das get e fröhlechs Läbe ond macht eim d'Bagge rot“. Zu Leiblichkeit gehört, im weltlichen Lied, natürlich auch die Sinnlichkeit, die sich in neckischen, spaßigen Liedern und Strophen niederschlägt, mal eindeutig („Mi Schatz isch kei Zocker^{XIV}, wie bin i so froh, süst hett i ne gresse, jetzt han ig ne no. De Herrgott im Himmel und s'Schätzli im Arm, der Herrgott macht selig und 's Schätzli git warm“. Oder: „Niene geits so schön und lustig^{XV}, wie bi üs im Ämmetal; (...) Manne het es ehrefeschti, Wiber brav und hübscher Art. Meitschi, wend se gsehsch, so hest di dri verliebt, so schön und zart“, mal zweideutig („Ha an em Ort es Blüemli gsee^{XVI} (...) Das Blüemli blüit ach nit für my, i darfs nit brächen ab. Es mues en andre Kärli sy! Das schmürzt mi

drum so grüeseli“). Lebenslust in Tanz und Bewegung, mit Leib und Seele genießen, solange die Körperkraft vorhanden ist, denn diese ist vergänglich: „Gygeli, Gygeli, Brootisbei!^{XVII} Lüpfet s'Füessli, lüpfet d'Bei!`s chunnt e Zyt, es chunnt e Taag, wo me si nümme lüpfe maag. (...) D`Buebe füere d Meitli hei, wär nit tanzen und singe chaa, dä sell au nid Hochzyt haa“.

Säule des sozialen Netzwerkes

Außer „Wir sitzen so traulich beisammen“^{XVIII} und „Hab oft im Kreise der Lieben“^{XIX} im duftigen Grase geruht und mir ein Liedlein gesungen, (...) und alles, alles war hübsch und gut“ – beide als Volksweisen überschrieben, ohne Angabe der genaueren Herkunft – haben wir kaum Schweizer Lieder gefunden, welche explizit die Gemeinschaft zum Thema haben. Aber indirekt sind natürlich alle Ständelieder dazu geeignet – und so gedacht -, das Zugehörigkeitsgefühl zu einem Berufsstand, die „professionelle Identität“ zu stärken und das Gemeinschaftsgefühl unter Berufskollegen – immer auch ein potentiell soziales Netz – zu fördern. Außerdem geht es in manchen Hochzeitsliedern, von denen es früher noch mehrere gebräuchliche gab (z.B. „Bin alben e wärti Tächter gsy“^{XX}, bin us em Hus, cha nümme dri (...) mir Läbe lang. Dr Äti, ds Müeti, Brueder u Schwöster u wen i ha, die mueß i alli jitz verlah, mueß luege, wie`s mer dusse gang. O du mi trüli wärte Schatz, jitz chumen i, hesch mer Platz?“), um das Verlassen eines familiären Netzes bzw. um das Eintreten in ein neues Umfeld. Auch andere, an Feierlichkeiten und Feste gebundene Lieder und natürlich viele Liebeslieder stellen den Bezug zu Freunden, Verwandten, Geliebten her, indem der Liedtext in der Ich-Form verfasst ist, sich direkt an jemanden wendet, jemanden anspricht (z.B. im „Alperösli“^{XXI} heißt es: Us de Berge, liebe Fründi, schickst mer Alperösli zue, schribst derzue, si sige g`wachsean`re hohe wilde Flue. Grüeßist mi und seist derzue, i soll o i Berge cho!“ Oder: „Schönster Aabestern“^{XXII}, o wie gseen i di so gärn. Wenn i di vo witem gsee, düechts mi, wenn i scho by der wäär. Schönschtes, weine nicht, ich bin verliebt mit dir“).

Sich zu identifizieren, eine eigene Identität zu haben, bedeutet immer auch, sich von der anderer Menschen zu unterscheiden, bedeutet Abgrenzung, Grenzsetzung, Angrenzung. Auf der Ebene der persönlichen Identität kann dies z.B. im Musikgeschmack zum Ausdruck kommen, der jemandes Identität mitdefiniert. Auf der Ebene der sozialen Identität kann Abgrenzung auch zur Ausgrenzung werden, die Angrenzung, gute Nachbarschaft, verhindert. Insofern ist Volksmusik politisch (Seiler 1994, 83), wenn sie nämlich zur Projektionsfläche für nationalistisch-patriotisches Gedankengut wird, mit dem nationale Einheit und Eigenheit demonstriert und alles Fremde vom eigenen (Petzold 1996j) ferngehalten wird. Eine besonders günstige Möglichkeit zur Identifikation stellt die Volksmusik bereit, indem sie sich als Aktion unter Menschen ereignet – wenn man von den telekommunikativen Kontakten mit ihr einmal absieht. Die beinahe intime Nähe zu den Akteuren bei einem volkstümlichen Anlass, der direkte Kontakt mit – zum Teil sogar persönlich bekannten – Stars hebt Anonymität, das Kontrasterleben von Identität, auf (Inauen 1994, 91f). „Die Vertrautheit des Inhalts, die gewohnte Form der Vermittlung dieses Inhalts bringen ihn [den Zuhörer] nach Hause in die Sicherheit einer kodifizierten Gemütsbewegung“ (ibid., 92), welche ein Bedürfnis nach (positiven) Regressionen „im Dienste des Ich“ – die Integrative Therapie würde sagen „im Dienste des Selbst“ – zur Folge haben kann.

Volksmusik kann **Identität** nicht stiften, wo keine anderen Identitätsbestände und kein Identitätsfeld (vgl. die obige Felddefinition) sind, wohl aber sie zum Ausdruck bringen und fördern. Sie trägt nicht selbstverständlich zur *Identitätsfindung* bei, aber sie bietet (wie andere kulturelle Betätigungen) Möglichkeiten aktiven Erlebens, direkter sozialer (nicht medialer) Kommunikation sowie emotionaler und eventuell intellektueller Befriedigung (Burckhardt-Seebass 1993, 202). „Intensive, soziale und kreative Beteiligung, auf welcher Ebene auch immer, hilft am ehesten, Identität zu stärken [...], und wer irgendwo ‚beheimatet‘ ist, gewinnt auch bei anderen Heimat“ (ibid.).

5. Schweizer Volksmusik in der Musiktherapie

5.1 Zur Bedeutung von „Lieblingmusik“ in der Musiktherapie: psychologische Parameter

In der musiktherapeutischen Arbeit wird zwischen verschiedenen Modalitäten unterschieden, gemeinhin zwischen der *rezeptiven* und der *aktiven* Musiktherapie (Strobel/Huppmann 1978; Petzold 1997n). Ersteres meint das Vorspielen von Musik mittels Tonträger oder auf Instrumenten und zielt vor allem auf die Induktion oder Veränderung von Stimmungen in Richtung Beruhigung/Entspannung oder Stimulation/Aufheiterung, auf die Evokation von Phantasien und das Erlebarmachen biographisch früher Empfindungen (Renz 1996). In der *aktiven Musiktherapie* werden die PatientInnen angeregt, mit Klängen und Rhythmen zu improvisieren, um so unbewusste Konflikte dem Bewusstsein und einer psychotherapeutischen Bearbeitung zugänglich zu machen. Im *rezeptiven Modus* ist die Auswahl der Musik von zentraler Bedeutung. Sie wird der Patientin oder der PatientInnen-Gruppe bzw. ihren Bedürfnissen und den Zielen der Behandlung angepasst. Dabei spielen Musikpräferenzen natürlich eine große Rolle. Fertige Musik-Programme, wie sie in neuerer Zeit als „musikalische Hausapotheke“ (Rueger 1991) verwendet werden können, sind für den eigenverantwortlichen Gebrauch durch „Gesunde“ von Nutzen, können aber bei PatientInnen nur bei sorgfältiger Indikation als „Heilmittel“ angewendet werden. Die individuelle Sozialisation und Geschichte mit Musik ist in „Identitätsstilen“ oft so prägend, dass PatientInnen verallgemeinerte „Verschreibungen“ mit Sicherheit nicht gerecht würden.

Wird in der Musiktherapie aber zusammen mit der Patientin eine ihr wichtige Musik ausgewählt, so wird durch diese Intervention die Absicht der Therapeutin bekräftigt, die PatientIn ernst zu nehmen. Die Patientin wird mit ihren individuellen Wünschen und Vorlieben wahrgenommen und gesehen. Dies kann bereits eine gesteigerte Mo-

tivation und Kooperation bewirken, was (ältere) amerikanische Studien mit depressiven geriatrischen PatientInnen belegen (Cotter 1960; Gaston 1966; Gibbons 1977). Gibbons (ibid.) empfiehlt deshalb den Gebrauch von Lieblingsmusik in der Musiktherapie mit älteren PatientInnen, um ihnen erfolgreiche Erlebnisse mit Musik zu ermöglichen. In der Behandlung von AlzheimerpatientInnen wurde Lieblingsmusik experimentell eingesetzt zur Beeinflussung von Agitiertheit (Gerdner/Swanson 1993). Von den ForscherInnen wurde eine Verminderung der psychomotorischen Unruhe um 80% berichtet (was nachzuprüfen wäre) nach einem täglichen Hören von Lieblingsmusik über eine Woche. In dieser Studie ging es nicht speziell um das Thema ‚Lieblingsmusik‘, sodass keine Vergleichsgruppe mit anderweitiger Musik behandelt wurde. Die positive Wirkung, die aber das Hören von präferierter Musik offenbar zeigt, hat wohl zum Einen mit dem oben erwähnten direkten Angesprochensein der PatientInnen zu tun, wenn „ihre“ Musik ausgewählt wird. Zum Andern kann die so verwendete Musik Bezug herstellen zu salutogenen Milieus in der Lebensspanne, denn sicher ist Lieblingsmusik mit positiven Erinnerungen und Assoziationen verbunden, ja sie kann u.U. einen „protektiven Faktor“ im Leben eines Menschen darstellen. So können Ressourcen (Petzold 1997p) wiedergefunden und gefördert werden und zu tragenden Aspekten der Identität Verbindungen geschaffen werden. Außerdem werden, wenn Lieblingsmusik in der Gruppe vorgestellt wird, neue, aktuelle Möglichkeiten geschaffen, anderen Menschen eigene Identitätsanteile vorzustellen und von andern damit identifiziert zu werden (Fremdattributionen).

Man kann über Musik einen neuen *Identitätsstil* erwerben, einen alten modifizieren oder nach schweren Traumatisierungen mit einer „Probeidentität“ (Petzold 1993d; Metzger 1999) experimentieren. Man kann sein soziales Netzwerk (Hass/Petzold 1999) erweitern, indem man sich einer neuen „life style group“ anschließt und im gemeinsamen Musik- und Tanzerleben neue Kontakte und peers gewinnt.

5.2 Zum Einsatz von Volksmusik in der Musiktherapie

Psychische Krankheit tangiert fast in jedem Fall das Identitätserleben und kann oftmals geradezu zu einem lebensbestimmenden „dysfunktionalen“ *Identitätsstil* werden. Es muss nicht eine schwere Erkrankung psychotischer Art sein, die eine totale oder partielle Selbstentfremdung, Symptome von Ich-Verlust (nach dem Identitätskonzept von Scharfetter 1985) oder bedrohter Ich-Identität mit sich zieht. Auch eine depressive Episode kann dazu führen, dass jemand „sich selber nicht mehr wiederkennt“, d.h. dass Störungen im Selbstkonzept auftreten. Eine Erschütterung des Selbstwertes, einer Kompo-

nente der Wertesäule der Identität, ist fast unweigerlich damit verbunden. Von dramatischem Ausmaß sind die Anzeichen einer sich verändernden Identität natürlich bei PatientInnen mit beginnenden dementiellen Erkrankungen, wie sie uns in der Gerontopsychiatrie bzw. der Psychogeriatric begeben.

Es gehört zu den Zielen therapeutischer Arbeit mit psychisch kranken Menschen, ihr Ich-Bewusstsein, ihre Identität zu stärken. Die Mittel dazu sind vielfältig und setzen auf mehreren Ebenen an: auf der biologischen, der neurologischen, der kognitiven, der emotionalen, der volitiven, der sozialen und ökologischen. Wenn Musik zum Einsatz gelangt, so wird zum Einen auf ihre physiologischen Effekte vertraut (David 1988), zum Andern auf ihren direkten Zugang zu Emotionen (Harrer 1993) und zum Dritten auf ihre Möglichkeit als Kommunikations- und Interaktionsmittel (Hegi 1986). Über die Volksmusik und Musik als Merkmal von Identitätsstilen kann sie auch als Möglichkeit musiktherapeutischer Identitätstherapie eingesetzt werden. Dabei können nachstehende Prinzipien beachtet werden:

- (1) Je bedeutsamer Volksmusik im Lebensganzen eines Patienten war und ist, je mehr sie also zu „Identitätsstilen“, zum „*life style*“ gehört, desto tauglicher ist sie als identitätsstiftendes, identitätserhaltendes oder -reparierendes Instrument.
- (2) Die identitätsstiftende Wirkung lässt sich – nur aus sozialhistorischen Gründen und nicht in Abhängigkeit vom chronologischen Alter – besonders bei älteren Menschen aufzeigen.
- (3) Die identitätsstiftende Wirkung von Musik kann dort erfahren werden, wo Identität angegriffen, beschädigt, bedroht ist. Sie kann dann zur Wiederherstellung von Identität einen Beitrag leisten und als bekräftigendes Merkmal eines alten oder sich neu entwickelnden *Identitätsstils* oder in der Arbeit mit „Probeidentitäten“ (Metzger 1999) verwendet werden.
- (4) Musik wirkt bei der Identitätsentwicklung über die Faktoren Werte, soziales Netz, d.h. Fremdattributionen, Identifizierungen, *social world*, geteilte Werte, geteilte Ressourcen und *life styles*.
- (5) Volksmusik kann – ähnlich wie z.B. Disco-Musik – auch über die Leiblichkeit wirken, zum Beispiel über das Tanzen. Die Einfachheit der musikalischen Muster ermöglicht ein schnelles Wiedererkennen, und dies wiederum erleichtert die Identifikation.
- (6) Volksmusik suggeriert *per definitionem* eine Zugehörigkeit zu einem Volk und stiftet damit nationale Identität. Sie hat für das Individuum aber nur dort eine identitätsstiftende Funktion, wo Empfänglichkeit dafür vorhanden ist oder geschaffen wird, z.B. durch Verbindung zu einer „*life style community*“ oder „*social world*“.
- (7) Die These 6 stimmt also für die, die der Musik Identitätsbekräftigung attribuieren. Dies kann auch unbewusst geschehen. Wem Volksmusik nichts bedeutet (weder im positiven noch im negativen Sinn), der identifiziert sich nicht mit ihr, dessen Identität wird durch Volksmusik auch nicht beeinflusst, denn diese gehört nicht zu seinen Identitätsstilen.
- (8) Als Trägerin von Identitätsvignetten, von Identitätsikonen und -symbolen kann Musik rückwirkend eine identitätsstiftende Wirkung haben, dort also, wo Codes für Identität, wo Erinnerungen, Systeme von Werten vorhanden sind, die Identitätsstile generieren.
- (9) Nicht die Volksmusik macht oder stiftet Identität, sondern man stellt seine Identität unter anderem in Form von Musik dar, wählt (präferiert) Musik, die einem entspricht, und projiziert das Konstrukt Identität darauf.

In der musiktherapeutischen Literatur scheint Volksmusik kein Thema zu sein. Sie taucht – wenn überhaupt – im Zusammenhang mit der Arbeit mit alten Menschen auf, etwa als Anforderung an die Fähigkeiten der Musiktherapeutin. Von *Bright* (1984) wird z.B. gefordert, dass „Folklore aus all den Ländern, deren Kultur für das eigene Land von Bedeutung ist, und dem jeweiligen Kulturkreis der im Lande lebenden Angehörigen fremder Nationen“ in das musikalische Repertoire der Musiktherapeutin gehören. In der Tat hat - was weiter oben für die Lieblingsmusik gesagt wurde - seine Gültigkeit auch für die Anwendung von „Musik aus der Heimat“. Die Erfahrung zeigt, dass sich ausländische PatientInnen beim Hören von typischer Musik aus ihrem Heimatland in der Regel persönlich und emotional angesprochen fühlen, und dass dieses Angesprochen- und Gemeint-Sein als emotionale Reaktion sichtbar und spürbar wird. Wenn hingegen von *Brunner-Orne & Orne* (1958) über die traditionelle Volksmusik berichtet wird, sie fördere die Aktivierung der Persönlichkeit und führe zu erhöhter Harmonie in der Gruppe (vgl. *Mitchell/Zanker* 1949), so gilt es hier zu bedenken, dass die Wahl des Musikstils in diesem Fall in Abhängigkeit der Anwendungsmöglichkeiten des Instruments (englische Handglocken) gemacht wurde: Natürlich lassen sich Volkslieder auf diesem einfachen Instrument (ein Zwölfersatz von kleinen Glocken, diatonisch vom mittleren C bis zum eingestrichenen E plus Fis und B) leichter spielen als komplexere Stücke anderer Musikstile. Die positive Wirkung eines erfolgreichen Zusammenspiels, des Zusammensetzens von Tönen zu einer (bekannten) Melodie, wurde hier der Musikgattung zugeschrieben, was jedoch weder zwingend noch begründet ist. Es ist allerdings vorstellbar, dass das Volkslied einen vergleichsweise hohen Aufforderungscharakter hat, leichter und von einer größeren Anzahl PatientInnen erkannt wird, also eher *gemeinsames* Wissen darstellt.

Dass die Volksmusik am ehesten im Zusammenhang mit Altenarbeit erwähnt wird, mag mit dem Vorurteil zusammenhängen, wonach alte Menschen generell Volksmusik und leichte Musik vorziehen (*Schulten* 1990; vgl. *Rösing* 1993). So einfach ist es nicht, auch wenn gewisse alterskorrelierte Präferenzen gefunden werden können (*Moore et al.* 1992; *Allensbach* 1967). Z.B. hören ältere (amerikanische) Menschen am liebsten populäre Melodien aus der Zeit ihres jungen Erwachsenenalters (*Moore et al.* 1992), aber auch klassische Musik, Oper oder Jazz finden unter der älteren Generation viele ZuhörerInnen. Und die Präferenzen variieren offenbar mit der Lebenssituation und dem sozialen und ökologischen Umfeld (*Unruh* 1983), z.B. hängt die Vorliebe für Konzertmusik auch mit der Größe des Wohnorts zusammen (*Gilbert/Beal* 1982). Vorhandene „social worlds“ (*Petzold/Petzold* 1991), Peergroups und ihre „life styles“ haben entscheidende Bedeutung. Die Ursache für eine gehäufte Anwendung der Volksmusik

im Feld der Altenarbeit ist daher wohl eher in der unterschiedlichen Sozialisation zu sehen als im chronologischen Alter. Die Generation der heute alten Menschen hat wahrscheinlich tatsächlich einen noch stärkeren Bezug zu Volksmusik, da diese in ihrem Leben eine wichtigere Rolle eingenommen hat. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sie – zu Zeiten vor Rundfunk, LP, CD und andern Tonträgern, vor der Omnipräsenz musikalischer Umwelteinflüsse also – oftmals die am leichtesten zugängliche Art von Musik war. Singen und Musikhören ist denn auch eine der beliebtesten Aktivitäten in geriatrischen Populationen.

Wenn also Volksmusik in der musiktherapeutischen Arbeit mit älteren Menschen vielleicht besonders geeignet ist, dann deshalb, weil ein großer Teil dieser Generation eine *besondere Beziehung* dazu hat, und weil sich die Musik vielleicht in diesem Lebensabschnitt besonders anbietet, den gehäuften Verlusterlebnissen im Alter kompensatorisch entgegenzuwirken (Muthesius 1997, 88). Eine starke Beziehung zur Volksmusik zu nutzen ist aber nicht nur bei alten PatientInnen, sondern für Zugehörige aller Altersgruppen gleichermaßen sinnvoll und möglich. M.a.W.: wo immer Volksmusik im Leben einer Patientin von Bedeutung ist, da kann sie in der Musiktherapie identitätsstützend eingesetzt werden. In Phasen bedrohter Identität wird unter Umständen kompensatorisch auch auf Werte zurückgegriffen, mit denen man sich bislang nicht eindeutig identifiziert hat. So kann sich in der Musiktherapie bei einigen PatientInnen eine plötzliche Zuneigung zu diesem Stil entwickeln, während andere ihre Ablehnung noch vehementer kundtun als bisher. Die identitätserhaltende Wirkung – nun in der umgekehrten Form von Abgrenzung – ist aber auch so gewährleistet.

6. Schlussbemerkungen

Volksmusik ist – wir haben es in der Einleitung herausgestellt – als Teil des Volksgutes ein identitätsstiftendes Element einer Volksgemeinschaft. Sie ist eine wichtige Form der „Kulturarbeit“, eine der herausragenden kulturellen Leistungen eines Volkes. *Kulturarbeit* bringt kollektive „Güter der Kultur“ hervor, und daran wirkt der Einzelne mit. Güter der Kultur ermöglichen und vertiefen Kulturarbeit und bereichern den Einzelnen. Volkslieder entstehen aus den Identitätsprozessen eines Volkes, und seine kollektiven Identitätsprozesse, aber auch die des Einzelnen, werden ihrerseits wieder durch das gemeinsame Singen von Volksliedern, durch ihre Überlieferung, ihre Einbettung in soziale Ereignisse bekräftigt. Das kann für die Musiktherapie fruchtbar sein und genutzt werden. Volksmusik – das sei nochmals betont – ist in den historischen Prozess eingebettet. Sie ist

damit auch einem gewissen Wandel unterworfen. In ihrem Bestand gibt es altes „Liedgut“ und neuere Formen seiner Interpretation, ja es kommen aus dem aktuellen Kulturprozess beständig neue Elemente hinzu, alte treten in den Hintergrund, manche verschwinden, neue „populäre“ Lieder kommen auf und werden vielleicht Bestand des „Volksgutes“, eines „kulturellen Stils“, oder einfach „*patch*“ einer „*life style community*“ mit kurzzeitiger Wirkung.

Dies ist ein charakteristisches Moment von sozialen Identitätsprozessen, die, wie in Rekurs auf die Identitätstheorie von *Petzold* herausgestellt wurde, nicht darin zentrieren, eine starre Gleichförmigkeit aufrechtzuerhalten, sondern eine „Identität im Wandel“ zu ermöglichen. Unter dieser Voraussetzung lässt sich nur schwer sagen, welche Bedeutung die heutige Schweizer Volksmusik für das Schweizer Volk der Gegenwart hat. Der relativ rasche Wandel in internationalen und globalen Belangen beeinflusst auch die nationale Identität und kann dazu führen, dass die identitätsstiftende Wirkung von Volksmusik bei den einen an Bedeutung verliert, während sie bei anderen wieder vermehrt zum Vorschein kommt. Auch das Aufkommen nicht-territorialer und nicht-nationaler Identitätsgemeinschaften (*Beck* 1997) mit ihrem spezifischen Liedgut (z.B. Friedensbewegung, Ökologiebewegung oder Fan-Gemeinschaften als länderüberschreitende Phänomene der Jugendkultur) mag die Bedeutung von Volksmusik beeinflussen. Ihre Position hat sich fraglos verändert, seit sie nicht mehr als dominantes und in der Schweiz ubiquitäres Kulturelement gelten kann, sondern als eine kräftige Farbe im „*patchwork*“ der Identitätsprozesse gesehen werden muss, als ein Element, das für unterschiedliche Menschen und -gruppen in der Schweizer Bevölkerung einen recht unterschiedlichen Wert für ihr Identitätserleben hat und gewinnen kann, abhängig von den Kontexten, in denen Schweizer Volksmusik gehört, gesungen und gespielt wird. Das musiktherapeutische Setting ist ein Kontext, in dem altersgruppenspezifisch eingesetzte Volksmusik für persönliche und gruppale Identitätsprozesse ein positives Potential entfalten kann.

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund identitätstheoretischer Überlegungen zum Modell „Integrativer Identität“, das mit den Konzepten „Identitätsstil“ und „*life style*“ dargestellt wird, wird die Frage nach der identitätsstiftenden Funktion von Volksmusik anhand des Schweizer Volkslieds untersucht. Da Volksmusik als „kultureller Stil“ identitätssichernde Funktionen haben kann, können Volkslieder in der Musiktherapie bei entsprechenden Zielgruppen, z.B., in der Behandlung alter Menschen, sinnvoll eingesetzt werden.

Summary: Identify Sustaining Function of Folk Music. Concepts on Modern Identity- and Life-Style-Psychology in Music Therapy. Exemplified by Swiss Folk Music.

On the background of reflections concerning identity theory expounding the model of „integrative identity“, „identity style“, „life style“ the question is raised, whether folk music – e.g. swiss folk music – has an identity fostering function. Folk music as a „cultural style“ can have an identity sustaining function, folk songs can be used successfully in music therapy with specific groups, e.g. in the treatment of elderly people.

keywords: integrative music therapy, identity theory, folk music, life style

Anmerkungen

- 1 Das *Kulturgefühl* ist eine zumeist mitbewusste bzw. implizit bewusste (Perrig et al. 1993) Stimmung, die einzelne Menschen oder Menschengruppen von „ihrer“ sozialen Bezugsgruppe haben, wenn sie von ihr durch eine Vielfalt von Kontexteindrücken und Erinnerungen im Sinne einer „Atmosphäre“ (Schnitz 1993; Petzold 1993a, 1169) affiziert sind. Je nach Qualität der Kultur und Bezogenheit einer Person kann das *Kulturgefühl* positive, negative oder ambivalente Tönungen haben, die sich auch auf ihr subjektives Wohlbefinden auswirken (idem 1990g).
- 2 Das *Kulturbewusstsein* ist das wach- bzw. ich-bewusste (vgl. idem 1991a, 241ff) Wissen eines Menschen oder einer Menschengruppe über spezifische Eigenheiten und Kulturmerkmale ihres Kontextes nebst der persönlichen Einstellung zu diesen. *Kulturgefühl* und *Kulturbewusstsein* spielen eine bedeutende Rolle für den Grad der Identifikation von Individuen mit ihrem Kontext, für ihr Engagement und Commitment.
- 3 Die Liedzitate sind folgenden Quellen entnommen: I-V, IX, XIII, XVIII, XIX, XXI aus dem „Schweizer Singbuch. Liedersammlung für die Volksschule“ (hrsg. vom Erziehungsrat des Kantons St. Gallen und von der Landesschulkommission Appenzell AR, Hug, Zürich, 1938); VII, VIII, XXII dem Buch „Liedermeie. Schweizer Volksliederbuch für Trachtenleute, Singkreise und die Familie“ (Hug, Zürich 1954); IV dem Lehrbuch „Spiele und Lieder für den Kindergarten“ (Verlag der Schul- und Büromaterialienverwaltung der Stadt Zürich, 1965).

Literatur

- Abeles, H.F. (1980): Responses to music. In: Hodges, D.A. (Hg.): Handbook of Music Psychology, Kentucky: National Association for Music Therapy, 105-140.
- Adler, A. (1928): Über den nervösen Charakter. Frankfurt a.M.: Fischer.
- (1930): Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Adorno, T.W. (1955): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Adorno, T.W.: Gesammelte Schriften 8, Soziologische Schriften I, hg. v. R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 42-85.
- (1959): Theorie der Halbbildung. In: Ders.: Gesammelte Schriften 8, Soziologische Schriften I, hg. v. R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 93-121
- (1967): Sociology and Psychology. *New Left Review*, 46, 63-80.
- (1942): Thesen über Bedürfnis. In: Ders.: Gesammelte Schriften 8, Soziologische Schriften II, hg. v. R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 392-396.
- (1962): Einleitung in die Musiksoziologie. Zwölf theoretische Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Aldridge, D. (1991): Die Musik und das Selbst. Eine phänomenologische Studie. *Musiktherapeutische Umschau*, 12, 97-109.
- Allensbach, (1967): Institut für Demoskopie: Allensbach ermittelt Musikgeschmack, in: *Musikhandel XVII*.
- Angerer, M.-L. (1995): *The Body of Gender: Körper-Geschlecht-Identitäten*. Wien: Passagenverlag.
- Assmann, A. (1999): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C.H. Beck.
- Assmann, J. (1999): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck.
- , Hölscher, T. (1988): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Baethge, M. et al. (1988): *Jugend: Arbeit und Identität*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Baily, J., Doubleday, V. (1990): Patterns of musical enculturation in Afghanistan. In: *Wilson/Roehmann* (1990), 88-97.
- Baltes, P.B., Reese, H.W., Lipsitt, L.P. (1980): Life-span developmental psychology, *Annual Review of Psychology*, 31, 65-110.
- Bandura, A. (1986): *Social foundation of thoughts and actions: A social cognitive theory*. Engelwood Cliffs: Prentice Hall.
- Barkhaus, A., Mayer, M., Roughly, N., Thürnau, D. (1996): *Identität – Leiblichkeit – Normativität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bartlett, J.C., Snelus, P. (1980): Lifespan memory for popular songs, *American Journal of Psychology*, 93/3, 551-560.
- Bast, C. (1988): *Weibliche Autonomie und Identität*, Weinheim: Beltz.
- Bateson, G. (1972): *Steps to an Ecology of Mind*. New York: Chandler.
- Baumann, M.P. (1976): *Musikfolklore und Musikfolklorismus*. Winterthur: Amadeus.
- (1981): *Bibliographie zur ethnomusikologischen Literatur der Schweiz*. Winterthur: Amadeus.
- Baumeister, R.F. (1987): How the self became a problem: A psychological review of historical research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 163-176.
- (1993): *Self-esteem: The puzzle of low self-regard*. New York: Plenum.
- (1995): *Self and Identity: An Introduction*. In: *Tesser, A.* (Hg.): *Advanced Social Psychology*. Boston: McGraw Hill, 51-98.
- Bausinger, H., Jeggler, U., Korff, G., Scharfe, M. (1978): *Grundzüge der Volkskunde*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Beck, U. (1997): *Globalisierung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Behne, K.-E. (1986a): *Hörtypologien*. Regensburg: ConBrio Verlagsgesellschaft.
- (1987): *Urteile und Vorurteile: Die Alltagsmusiktheorien jugendlicher Hörer*. In: *De la Motte-Haber, H.* (Hg.): *Psychologische Grundlagen des Musiklernens*, Kassel: Bärenreiter, 186-220.
- (1993): *Musikalische Sozialisation: Musikpräferenzen und Musikgeschmack*. In: *Bruhn et al.* (1993), 339-353.
- Belgard, J. (1992): *Identität als Spiel. Eine Kritik des Identitätskonzeptes von Jürgen Habermas*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Benölken, C. (1988): *Identität und Erfahrung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berlin, I. (1998): *The sense of reality*. London 1996. dtsh.: *Wirklichkeitssinn. Ideengeschichtliche Untersuchungen*. Berlin: Berlin Verlag.
- Berzonsky, M. (1988): *Self-theorists, identity status, and social cognition*. In: *Lapsley, D., Power, C.* (Hg.): *Self, ego, and identity*. New York: Verlag, 241-262.
- (1989): *Identity Style: Conceptualisation and Measurement*. *Journal of Adolescent Research*, 3, 268-282.
- (1990): *Self-contruction over the life span: a process perspective on identity formation*. In: *Neimeier, G., Neimeyer, R.* (Hg.): *Advances in personal construct psychology. A research annual*. London: Sage, 155-186.
- (1993): *Identity Style, Gender, and Social-Cognitive Reasoning*. *Journal of Adolescent Research*, 7, 195-204.

- Bialas, W. (1997): Kommunitarismus und neue Kommunikationsweise. Versuch einer Kontextualisierung neuerer philosophischer Diskussionen um das Identitätsproblem. In: Keupp, H., Höfer, R. (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 40-65.
- Bilden, H. (1977): Das unhistorische Subjekt. Zur Kritik sozialisationstheoretischer Grundkonzepte, Weinheim: Beltz.
- (1997): Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: Keupp, H., Höfer, R. (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 227-250.
- Bischof, N. (1985): Das Rätsel Ödipus. München: Piper. ☼
- Bjorkvold, J.R. (1990): Canto – Ergo sum. Musical child cultures in the United States, the Soviet Union and Norway. In: Wilson/Roehmann (1990), 117-135.
- Blanckenburg, A., von (1990): Musiktherapie mit Senioren. Idstein: Schulz-Kirchner.
- Bohllieber, W. (1997): Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität. In: Keupp, H., Höfer, R. (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 93-119.
- Böhme, G. (1998): Ursprung und Zukunft von Identität als eines psychologischen Begriffs. *Gestalt und Integration*, Sonderheft „Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung“, 2/1996-2/1998, 108-117. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- Bolay, E., Trieb, B. (1973): Verkehrte Subjektivität. Kritik der individuellen Ich-Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bollnow, O. F. (1956): Das Wesen der Stimmungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1980): *Les sens pratiques*. Paris: Editions de Minuit.
- (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandstädter, J. (1985): Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebensspanne: Zum Aufbau eines entwicklungspsychologischen Anwendungskonzepts. In: Brandstädter, J., Gräser, H. (Hg.): *Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebensspanne*, Göttingen: Hogrefe, 1-15.
- (1992): Personal control over development: Some developmental implications of self-efficacy. In: Schwarzer, R. (Hg.): *Self-efficacy: Thought control of action*. New York: Hemisphere, 127-145.
- (1998): Action perspectives on human development. In: Lerner, R.M. (Hg.): *Theoretical models of human development*, Handbook of child psychology. New York: Wiley, 807-863, 5. Aufl.
- Bright, R. (1984): Musiktherapie in der Altenhilfe. Stuttgart: Fischer.
- Bruhn, H., Oerter, R. (1993): Entwicklung grundlegender musikalischer Fähigkeiten: Die ersten Lebensmonate. In: Bruhn et al. (1993), 276-283.
- , —, Rösing, H. (1993): Musikpsychologie – ein Handbuch, Hamburg: Rowohlt.
- Brumlik, M. (1973): Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1983): Symbolischer Interaktionismus. In: *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft*, Band 1, Stuttgart: Klett, 232-245.
- Brunner-Orne, M., Orne, F. E. (1958): Englische Handglocken und ihre Verwendung in der psychiatrischen Klinik. In: Teirich, H.R. (Hg.): *Musik und Medizin*. Stuttgart: Fischer, 98-103.
- Brusten, M., Hohmeier, J. (1975): Stigmatisierung. Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen. Neuwied: Luchterhand.
- Buck, G. (1980): Identität und Bildung. *Lehren und Lernen*, 2, 19-34.
- (1984): Rückwege aus der Entfremdung. Paderborn: Schöningh.
- Burckhardt-Seebass, Ch. (1993): „... im Kreise der Lieben“. Eine volkskundliche Untersuchung zur populären Liedkultur in der Schweiz, Basel: Helbling & Lichtenhahn.
- Burke, J.P. (1991): Identity Process and Social Stress. *American Sociological Review*, 56, 836-849.

- Butz, R. (1997): Volksmusik: „Wir können nicht immer dieselben Stücke spielen“, *Brückenbauer, Wochenzeitung der Migros*, 49 (CH), 3. Dezember 1997, 55.
- Calhoun, C. (1994): *Social theory and the politics of identity*. Oxford: Blackwell.
- Camilleri, C. (1991): La construction identitaire: essai d'une vision d'ensemble. *Les Cahiers Internationaux de Psychologie Sociale*, 1/2, 77-99.
- Carver, C.S., Scheier, M.F. (1981): *Attention and self-regulation: A control theory approach to human behaviour*. New York: Springer.
- Cattell, R.B., Cross, P.Y., Butcher, H.J. (1967): The personality patterns of creative artists. *British Journal of Educational Psychology*, 37, 292-299.
- Christenson, P.G., Peterson, J.B. (1988): Genre and gender in the structure of music preferences. *Communication Research* 15, 282-301.
- Cohen, S., Taylor, L. (1977): *Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Conway, M.A. (1990): *Autobiographical memory. An introduction*. Philadelphia: Crost.
- Cooley, C.H. (1902): *Human nature and the social order*. New York: Charles Scribner's Sons.
- Cotter, V.W. (1960): *Effects of the use of musik on the behavior of geriatric patients*. Unpublished master's thesis. Kansas: University of Kansas.
- Cotter, V.W. (1965): *Musik therapy for geriatric patients with behavioral disorders*. In: Gaston, E.T. (Hg.): *An analysis, evaluation and selection of clinical uses of musik in therapy*, Cooperative Research Projekt, F-044, HEW, University of Kansas.
- Cross, S., Markus, H. (1991): Possible selves across the life-span. *Human Development*, 34, 230-255.
- Dauth, M. (1991): *Lifestyle und Nachfolge. Perspektiven für die kirchliche Arbeit mit jungen Erwachsenen*. Neukirchen-Vluyn: Aussaat-Verlag.
- David, E. (1988): *Wirkungsmechanismen der Musiktherapie*. In: Hörmann, G. (Hg.): *Musiktherapie aus medizinischer Sicht*, Münster: Hettgen, 57-74.
- De la Motte-Haber, H. (1984): *Musikpsychologie. Eine Einführung*. Laaber: Laaber.
- DeCasper, A.J., Fifer, W.P. (1980): Of human binding: Newborns prefer their mother's voice. *Science*, 208, 1174-1176.
- Dent, H.S. (1998): *The Roaring 2000s. Building the Wealth and Life style You Desire in the Greatest Boom in History*. Simon & Schuster Inc.
- Derrida, J. (1976a): *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1976b): *Randgänge der Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1979a): *Grammatologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1979b): *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1986): *Positionen*. Graz/ Wien: Passagen.
- (1988a): *Memoires*. Wien: Passagen.
- (1988b): *Vom Geist*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Descombes, V. (1981): *Das Selbe und das Andere*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Döbert, R., Habermas, J., Nunner-Winkler, G. (1980): *Entwicklung des Ich*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Drieseberg, Th.J. (1995): *Lebensstil-Forschung. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendungen*. Heidelberg: Physica-Verlag.
- Dubar, C. (1998): *La Socialisation. Construction des identités sociales et professionnelles*. Paris: Armand Colin.
- Eberly, J.W. (1954): *The aptitude of elderly people for learning to play the piano*. In: Bing, M. (Hg.): *Music therapy, Lawrence, Ks.: Proceedings of the National Association for Music Therapy*, Bd.3, 133-142.
- Ellmer, J. (1995): *Ein Beitrag zur Lifestyle-Forschung*. Hamburg: Gesellschaft für erfahrungswiss. Sozialforschung.
- Emmerich, W. (1971): *Zur Kritik der Volkstumsideologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Englert, R., Frost, U. & Lutz, B. (1996): *Christlicher Glaube als Lebensstil*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Erikson, E.H. (1968): *Kindheit und Gesellschaft [1950]*. Stuttgart: Klett.
- (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- (1975): Dimensionen einer neuen Identität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1981): Jugend und Krise [1968]. Stuttgart: Klett.
- (1982): Lebensgeschichte und historischer Augenblick [1975]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Faltermaier, T., Mayring, Ph., Saup, W., Strehmel, P. (1992): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fellner, U. (1996): Die Zukunftsfrau. Leben, Lieben, Arbeit im Jahr 2000. Wien: Orac.
- Fetz, R.L. (1988): Personbegriff und Identitätsbegriff. *Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie*, 1/ 2, 69-106.
- Filipp, S.-H., Schmidt, K. (1995): Mittleres und höheres Erwachsenenalter. In: Oerter, R., Montada, L., Entwicklungspsychologie. Weinheim: PVU, 439-486.
- Finke, G. (1999): Weizengras. Zum Selberziehen, Vorbeugen und Heilen. Mit Ernährungsprogramm nach der Methode Living Foods Lifestyle. München: Droemer Knauer.
- Fischer, H. (1980): Identität in der Erzieherausbildung. Düsseldorf: Patmos.
- Fisher, S., Fisher, R.L. (1951): The effects of personal insecurity on reactions of unfamiliar music. *Journal of Social Psychology*, 43, 265-273.
- Forster, E. (1995): Melancholie und Männlichkeit. Über männliche Leidensgeschichten. In: Angerer, M.-L. (Hg.): *The Body of gender: Körper-Geschlecht-Identitäten*. Wien: Passagenverlag, 69-90.
- Foucault, M. (1977): Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1978a): Die Subversion des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1978b): Dispositive der Macht. Berlin: Merve.
- (1980): Überwachen und Strafen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1987): Interview mit Michael Foucault. In: Rabinow, P., Dreyfus, H.L. (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 265-292.
- (1998): Foucault, ausgewählt und vorgestellt von P. Mazumdar, München: Diederichs.
- Frank, M., Haverkamp, A. (1988): Individualität. München: Fink.
- Freese, L., Burke, J.P. (1994): Persons, Identity, and social Interaction. In: Markovskiy, B., Heimer, K., O'Brien, H. (Hg.): *Advances in Group Processes*, Bd. 11. Greenwich: JAI Press, 1-24.
- Frey, H.-P., Haufser, K. (1987): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart: Enke.
- Fronm, E. (1980): Haben oder Sein, München: dtv.
- Fuchs, H.-J. (1977): Entfremdung und Narzißmus, Stuttgart: Fischer.
- Füller, K. (1994): Musik mit Senioren, Weinheim: Beltz.
- Gamm, H.J. (1973): Emanzipation: Schlüsselproblem der Erziehung, *Die deutsche Schule*, 65, 675-683.
- Gardner, H. (1973): The art and human development. New York: Wiley.
- (1993): Der ungeschulte Kopf. Wie Kinder denken. Stuttgart: Fischer.
- Gaßmann, A.L. (1936): Zur Tonpsychologie des Schweizer Volksliedes. Zürich: Hug Buchvertrieb.
- (1961): Was unsere Väter sangen. *Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde*, Bd.42, Basel: Krebs Verlagsbuchhandel.
- Gaston, E.T., (1966) Sound and symbol. *Journal of Music Therapy*, 3, 90-92.
- Gatens, M. (1995): Ethnologische Körper: Geschlecht als Macht und Affekt. In: Angerer, M.-L. (Hg.): *The Body of gender: Körper-Geschlecht-Identitäten*. Wien: Passagenverlag, 35-52.
- Geck, A. (1991): Die Bedeutung der Musik im Leben älterer Menschen. In: Howe, J. et al. (Hg.): *Lehrbuch der psychologischen und sozialen Alterswissenschaften*, Bd.3: Hilfe und Unterstützung für ältere Menschen. Heidelberg: Asanger, 44-60.
- Geertz, C. (1973): The Interpretation of Cultures. New York: Basic Books.

- (1979): From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding. In: *Rabinow, P., Sullivan, W.M. (Hg.): Interpretative Social Science*, Berkeley: Univ. of Calif. Press, 225-241.
- Gembris, H. (1993): Musikalische Sozialisation: Fähigkeiten und Aktivitäten im Erwachsenenalter. In: *Bruhn et al. (1993)*, 316-329.
- (1995): Musikalische Entwicklungspsychologie und ihre mögliche Bedeutung für die Musiktherapie. *Musiktherapeutische Umschau*, 16/2, 93-107.
- Georg, W. (1998): Soziale Lage und Lebensstil. Eine Typologie. Leverkusen: Leske+Budrich
- Gerdner, L.A., Swanson, E.A. (1993): Effects of individualized music on confused and agitated elderly patients. *Archives of Psychiatric Nursing*, 7/5, 284-291.
- Gergen, K.J., Benack, S. (1983): Metatheoretical Influence on Conceptions of Human Development. In: *Lewin, M. (Hg.): In the Shadow of the Past: Psychology Portrays the Sexes*. Heidelberg: Springer.
- (1982): Toward Transformation in Social Knowledge. New York: Springer.
- (1984): Aggression as Discourse. In: *Mummendey, A. (Hg.): The Social Psychology of Aggression*. Heidelberg: Springer.
- (1985): Social Pragmatics and the Origins of Psychological Discourse. In: *Gergen, K.J., Davis, K.E. (Hg.): The Social Construction of the Person*. New York: Springer.
- (1985): The Social Constructionist Movement in Modern Psychology. *American Psychologist*, 40, 266-273.
- (1986): Correspondence vs. Autonomy in the Language of Understanding Human Action. In: *Fiske, D., Shweder, R. (Hg.): Pluralism and Subjectivity in Social Science*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- (1989): Warranting Voice and the Elaboration. In: *Schotter, J., Gergen, K.J. (Hg.): Texts of Identity*. London: Sage Publications, 70-81.
- , Gergen, M. (1987): Narrative and the Self as Relationship. In: *Berkowitz, L. (Hg.): Advances in Experimental Social Psychology*. New York: Academic Press.
- Gergen, K.L. (1991): Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. *Psychologische Rundschau*, 41, 191-199.
- (1991a): The saturated self. Dilemmas of identity in contemporary life. New York: Basic Books; dtsh.: Das übersättigte Selbst oder So haben wir Zukunft. (dtsh. 1996).
- Geulen, D. (1975): Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisations-
theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gibbons, A.C. (1977): Popular music preferences of elderly people. *Journal of Music Therapy*, 14/4, 180-189.
- (1979): Musical attitude profile scores in the elderly and their relationship to morale and selected other variables. Diss. University of Kansas, Kansas.
- (1983a): Primary measures of music audiation scores in a institutionalized elderly population. *Journal of Music Therapy*, 20, 21-29.
- (1983b): Musical skill level self-evaluation in non-institutionalized elderly. *Activities, Adaptation & Aging*, 361-67.
- Gibson, J.J. (1979): Senses considered as perceptual systems. Boston: Houghton Mifflin.
- Giddens, A. (1991): Modernity and self-identity. Cambridge: Polity Press.
- Gilbert, J.P., Beal, M. (1982): Preference of elderly individuals for selected music experiences. *Journal of Research in Music Education*, 30/4, 247-253.
- Glasser, W. (1974): Identität und Gesellschaft. Weinheim: Beltz.
- Goffman, E. (1961): Role distance. In: *Goffman, E. (Hg.): Encounters. Two studies in the sociology of interaction*, Indianapolis, 85-152.
- (1973b): Interaktion. Spaß am Spiel, Rollendistanz. München: Piper.
- (1976): Wir alle spielen Theater [1959]. München: Piper.
- (1977): Rahmenanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1980): Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gouldner, A. (1974): Westliche Soziologie in der Krise. Reinbek: Rowohlt.

- Grabsch, R. (1982): *Identität und Tod*. Frankfurt: Campus.
- Greenwald, A.G. (1980): The totalitarian ego: Fabrication and revision of personal history. *American Psychologist*, 35, 603-618.
- Greenwood, J.D. (1994): *Realism, identity and emotion. Reclaiming social psychology*. London: Sage.
- Grohs, G. u.a. (Hg.) (1980): *Kulturelle Identität im Wandel*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Gronemeyer, M. (1988): *Die Macht der Bedürfnisse*. Reinbek: Rowohlt.
- Grösch, D. (1987): *Biografie und Lebenskonzept. Widersprüche und Brüche im Prozeß der Identitätsfindung junger Berufstätiger*. Gudensberg-Gleichen: Wartberg.
- Habermas, J. (1954): Die Dialektik der Rationalisierung. Vom Pauperismus in Produktion und Konsum. *Mercur*, 8, 701-724.
- (1968/1970): Thesen zur Theorie der Sozialisation. In: *Habermas, J. (Hg.): Arbeit, Erkenntnis, Fortschritt*. Amsterdam: Raubdruck, 376-429.
- (1968a): *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1973): *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1985): *Die neue Unübersichtlichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1986): *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haeblerlin, U., Niklaus, E. (1978): *Identitätskrisen. Theorie und Anwendung am Beispiel des sozialen Aufstiegs durch Bildung*. Bern: UTB Haupt.
- Häßliger, G. (1997): Zur Organisation von Kooperation und Interdisziplinarität an Universitäten. In: *Tagungsunterlagen zu „Interdisziplinarität im Zusammenwirken von Universität und Öffentlichkeit“*, Universität Neuenburg/Neuchatel.
- Halbwachs, M. (1952): *Les cadres sociaux de la memoire*. Paris: PUF.
- (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hamel, (1976): *Durch Musik zum Selbst*. Kassel: Bärenreiter, 2. Aufl. 1980.
- Hargreaves, D.J. (1986): *The developmental psychology of musik*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (1990): *Children and the arts*. Milton Keynes: Open University Press.
- Harré, R. (1979): *Social Being*. Oxford: Basil Blackwell.
- (1983): *Personal Being*. Oxford: Basil Blackwell.
- (1989): *Language Games and the Texts of Identity*. In: *Shotter/Gergen (1998)*, 20-35.
- , Secord, P. (1972): *The Explanation of Social Behaviour*. Oxford: Basil Blackwell.
- Harrer, G. (1993): *Beziehung zwischen Musikwahrnehmung und Emotionen*. In: *Bruhn et al. (1993)*, 588-599.
- Hartwig, H. (1980): *Jugendkultur. Ästhetische Praxis in der Pubertät*. Reinbek: Rowohlt.
- Hass, W. Petzold, H.G. (1999): *Die Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung für die Psychotherapie – diagnostische und therapeutische Verfahren*. In: *Petzold, H.G., Märten, M. (Hg.): Wege zu effektiven Psychotherapien*. Opladen: Leske+Budrich (in Druck).
- Haußer, K. (1995): *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer.
- Havinghurst, R.J. (1948): *Developmental Tasks and Education*. New York: David McKay.
- Hegemann, K.G. (1982): *Identität und Selbsterstörung*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hegi, F. (1986): *Improvisation und Musiktherapie*. Paderborn: Junfermann.
- (1998): *Übergänge zwischen Sprache und Musik. Die Wirkungskomponenten der Musiktherapie*. Paderborn: Junfermann.
- Heinrich, D. (1979): *Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen*. In: *Marquard, O., Stierle, K. (Hg.): Identität*. München: Fink, 133-186.
- Heissenberger, M. (1986): *Erziehung und Identität*. Regensburg.
- Helle, H.J. (1977): *Verstehende Soziologie und Theorie des Symbolischen Interaktionismus*. Stuttgart: Fischer.
- Heller, A. (1976): *Theorie der Bedürfnisse bei Marx*. Berlin: VSA.

- Herder, J.G. (1774): Alte Volkslieder. Erster und zweiter Theil. Altenburg. In: *Suphan, B.* (Hg.): Herders sämtliche Werke, Bd.25, Berlin (1885), 1-126.
- Hirsch, G. (1990): Biographie und Identität des Lehrers. Weinheim: Beltz.
- Hitzler, R., Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 307-315.
- Hoebig, W. (1984): Bedürftigkeit – Entfremdung der Bedürfnisse im Kapitalismus. Berlin.
- Hoff, E.-H. (1995): Frühes Erwachsenenalter: Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. In: Oerter, R., Montada, L. (Hg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim: PVU, 423-438.
- Hogg, M.A. (1992): The social psychology of group cohesiveness. From attraction to social identity. New York: Harvester Wheatsheaf.
- Hohmeier, J., Pohl, H.-J. (1978): Das Alter als Stigma. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Holling, E., Kempin, P. (1989): Identität, Geist und Maschine. Reinbek: Rowohlt.
- Hölscher, B. (1998): Lebensstile durch Werbung? Zur Soziologie der Life-Style-Werbung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Honneth, A. (1990): Anerkennung und Differenz. Zum Selbstmißverständnis postmoderner Sozialisierungstheorien. *Initial*, 7, 669-674.
- Hörnig, K.H., Gerhard, A. & Michailow, M. (1998): Zeitpioniere. Flexible Arbeitszeiten – neuer Lebensstil. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Howald, W., Gottwald, F.Th. (1996): Bewußtseins-Management. Sich selbst optimal führen. Zeit- Gesundheits- und Lifestyle-Management. Landsberg: mvv-Verlag.
- Hüllen, J. (1977): Emanzipation. Kryptoreligiosität und ihre Funktion in der Erziehungswissenschaft. *Pädagogische Rundschau*, 31, 4, 319-324.
- Hurrelmann, K. (1995⁵): Einführung in die Sozialisierungstheorie. Weinheim: Beltz.
- Inauen, R. (1993): Kanton Nidwalden. In: *Burckhardt-Seebass* (1993), 61-101.
- Israel, J. (1979): Der Begriff Dialektik. Erkenntnistheorie, Sprache und dialektische Gesellschaftswissenschaft. Reinbek: Rowohlt.
- (1985/1972): Der Begriff Entfremdung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- James, W. (1890): Principles of psychology, Vol.I. New York: Holt.
- Jost, E. (1982): Sozialpsychologische Dimensionen des musikalischen Geschmacks. In: *Dahlhaus, C., De la Motte-Haber, H.* (Hg.): Systematische Musikwissenschaft. Wiesbaden: Athenaion, 245-268.
- Kade, J. (1989): Erwachsenenbildung und Identität. Weinheim: Beltz.
- Kaden, Ch. (1993): Volksmusik als Lebensweise. In: *Kaden, Ch.* (Hg.): Des Lebens wilder Kreis. Musik im Zivilisationsprozeß. Kassel: Bärenreiter.
- Kamper, D. (1978): Die Krise des Subjekts. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Genese menschlicher Identität. In: *Kamper, D.* et al (Hg.): Einundzwanzig. Randgänge der Erziehungswissenschaft. Marburg, 1-26.
- (1980): Die Auflösung der Ich-Identität. Über einige Konsequenzen des Strukturalismus für die Anthropologie. In: *Kitter, F.A.* (Hg.): Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Paderborn: Frey, 79-86.
- Katz-Bernstein, N. (1996): Das Konzept des „Safe Place“ – ein Beitrag zur Praxeologie Integrativer Kinderpsychotherapie. In: *Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H.* (Hg.): *Praxis der Integrativen Kindertherapie*, Bd. 2, Paderborn: Junfermann, 111-142.
- Keupp, H. (1989): Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: *Keupp, H., Bilden, H.* (Hg.): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen: Hogrefe, 47-70.
- (1990): Identitätsverlust oder neue Identitätswürfe? Beitrag zum internationalen Symposium „Ein neues kulturelles Modell? Der soziokulturelle Wandel in Ländern Westeuropas und Nordamerikas“ vom 8. bis 10. Februar in Bremen. Materialien (4) des Teilprojektes A6. München: Ludwig-Maximilians-Universität, Sonderforschungsbereich 333.
- (1997): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: *Keupp, H., Höfer, R.* (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 11-39.

- Kitzinger, C. (1989): The Regulation of Lesbian Identities: Liberal Humanism as an Ideology of Social Control. In: *Shotter/Gergen* (1998).
- Kleinen, G., Schmitt, R. (1991): „Musik verbindet“. Musikalische Lebenswelten auf Schülerbildern. Essen: Die Blaue Eule.
- Kloppenborg, J. (1987): Soziale Determinanten des Musikgeschmacks Jugendlicher. In: *De la Motte-Haber, H.* (Hg.): Psychologische Grundlagen des Musiklernens. Handbuch der Musikpädagogik, Bd.4. Kassel: Bärenreiter, 186-220.
- Kramer, S. (1991): Europäische Life-Style-Analysen zur Verhaltensprognose von Konsumenten. Hamburg: J. Kovac Verlag.
- Krappmann, L. (1978): Soziologische Dimensionen der Identität [1969]. Stuttgart: Klett.
- (1980): Identität – ein Bildungsprozeß? In: *Grohs, G. et al.* (Hg.): Kulturelle Identität im Wandel. Stuttgart: Klett, 99-118.
- (1997): Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: *Keupp, H., Höfer, R.* (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 66-92.
- Kraus, W. (1996): Das erzählte Selbst. Die narrative Kontruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Kraus, W., Straus, F. (1990): Das Konzept der Patchwork-Identität: Überlegungen zur Entwicklung eines forschungsmethodischen Baukastens. Univ. München, *Mitteilungen des SFB*, 333, 2, 5-20.
- Krieger, W. (1985): Identität und Erziehung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kroszka, S. (1988): Persönlichkeitsstruktur und die Einstellung zu Kunstliedern. Diss. phil. Universität Wien.
- Krugman, H.E. (1943): Affective response to music as a function of familiarity. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 38, 388-393.
- Kurz, R. (1999): Die Welt als Wille und Design. Postmoderne, Lifestyle-Linke und die Ästhetisierung der Krise. Berlin: edition TIAMAT.
- Kuß, E.-M., Sedlmair, S. (1999): Facestyling. München: Südwest.
- Lay, R. (1974): Die Entfremdungstheorie von Paulus bis zur Gegenwart. In: *Lay, R.* (Hg.): Vor uns die Hoffnung, Otten, 150-207.
- Lemaire, A. (1977): Jacques Lacan. London: Routledge.
- Lenzen, D. (1985): Mythologie der Kindheit. Reinbek: Rowohlt.
- Levinas, E. (1987): Totalität und Unendlichkeit [1961]. Freiburg: Alber.
- (1989): Humanismus des anderen Menschen. Hamburg: F. Meiner.
- (1983): La trace de l'autre. Paris 1963. dtsh.: Die Spur des Anderen. Freiburg: Alber.
- Lichtenhahn, E. (1985): Gedanken über Volksmusik und Geschichte In: Gesellschaft für die Volksmusik in der Schweiz (Hg.): Volksmusik in der Schweiz, Zürich: Ringier.
- (1992): Schweizerische Volksmusik – Aspekte ihrer Erforschung, *Neue Zürcher Zeitung*, August 1992.
- Lohaus, P. (1995): Moderne Identität und Gesellschaft. Theorien und Konzepte. Leverkusen: Leske + Budrich.
- Luckmann, T. (1979): Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz. In: *Marquard, O., Stierle, K.* (Hg.): *Identität*. München: Fink, 293-313.
- Luhmann, N., Schorr, K.-E. (1982): Personale Identität und Möglichkeiten der Erziehung. In: *Luhmann, N., Schorr, K.-E.* (Hg.): Zwischen Technologie und Selbstreferenz, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 224-261.
- Lytotard, J.-F. (1988a): Beantwortung der Frage: Was ist postmodern? In: *Welsch, W.* (Hg.): Wege aus der Moderne. Weinheim: Beltz, 193-203.
- (1988b): Die Moderne redigieren. In: *Welsch, W.* (Hg.): Wege aus der Moderne, Weinheim: Beltz, 204-214.
- (1989): Der Widerstreit. München: Fink.
- Mack, L.S. (1982): Self-concept and musical achievement in the adult learner. Diss., University of Illinois.
- Marcia, J.E. (1966): Development and Validation of Ego Identity Statuses. *J. of Personality and Social Psychology*, 3, 119-133.
- (1976a): Identity six years after: A follow-up study. *J. of Youth and Adolescence*, 5, 145-160.

- (1980): Identity in Adolescence. In: *Adelson, J.* (Hg.): Handbook of Adolescence Psychology. New York: Wiley.
- (1987): The Identity Status Approach to the Study of Ego Identity Development. In: *Kardley, K., Honess, T.* (Hg.): Self and Identity: Psychosocial Perspectives. London: Wiley.
- Markus, H.R., Nurius, P.* (1986): Possible selves. *American Psychologist*, 41, 954-969.
- Marquard, O., Stierle, K.* (1979): Identität. München: Fink.
- Marx, K., Engels, F.* (1981a): Die deutsche Ideologie. MEW 3.
- , — (1981b): Thesen über Feuerbach. In: *Marx, K., Engels, F.* (Hg.): Die deutsche Ideologie, MEW 3, Berlin: 5-7.
- Maurer, F.* (1981): Lebensgeschichte und Identität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mead, G.H.* (1980): Gesammelte Aufsätze, 2 Bände, hg. v.H. Joas, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1988⁴): Mind, self and society [1934]. Chicago: University of Chicago Press.
- Menner, C., Samson, R., von* (1999): Make-up und mehr. 42 typgerechte Make-up-Ideen. Tipps für Hautpflege, Haarfarbe und strahlendes Aussehen. Niedernhausen: Falcken.
- Metzger, H.* (1999): „Mr. and Mrs. Icebreaker“ – Ein Lied als vorübergehende, überschaubare Probeidentität in der Musik-Psychotherapeutischen Behandlung eines Schwerst-Schädel-Hirnverletzten Patienten. *Einblicke, Beiträge zur Musiktherapie*, 9, 79-89.
- Miller, T.* (1993): The well-tempered self. Citizenship, culture, and the postmodern subject. Baltimore: John Hopkins University Press.
- Mitchell, S.D., Zanker, A.* (1949): Music styles and mental disorders, *Occupational Therapy and Rehabilitation*, 28, 411-422.
- Mittag, O.* (1996): Mach ich mich krank? Lebensstil und Gesundheit. Göttingen und Bern: Huber.
- Moers, M.* (1953): Die Entwicklungsphasen des menschlichen Lebens. Ratingen: Henn.
- Moore, R.S., Staum, M.J., Brotos, M.* (1992): Music preferences of the elderly: repertoire, vocal-ranges, tempos, and accompaniments for singing. *Journal of Music Therapy*, 29/4, 236-252.
- Moscovici, S.* (1976): Social influence and social change. New York: Academic Press.
- (1984): Psychologie sociale. Paris: Presses Universitaire de France.
- Mugny, G., Perez, J.A.* (1991): The social psychology of minority influence. Cambridge.
- Mullen, B., Johnson, C., Salas, E.* (1991): Productivity loss in brainstorming groups. A meta-analytic integration. *Basic and Applied Social Psychology*, 12, 3-23.
- Müller, L.* (1997): Integrative Musiktherapie in der Behandlung eines Kindes mit schwerer, früher Entwicklungs- und Persönlichkeitsstörung. In: *Müller/Petzold* (1997), 137-167.
- , *Petzold, H.G.* (1997): Musiktherapie in der klinischen Arbeit. Integrative Modelle und Methoden. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag.
- , *Petzold, H.G.* (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren, „kreative und virtuelle Medien“ für die Diagnostik von Störungen von Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie mit Kindern und Jugendlichen. *Integrative Therapie*, 3-4, 396-437.
- Müller, R.* (1990): Soziale Bedingungen der Umgehensweisen Jugendlicher mit Musik. Essen: Die blaue Eule.
- Murray, K.* (1989): The Construction of Identity in the Narratives of Romance and Comedy. In: *Shotter/Gergen* (1998), 176-205.
- Musfeld, T.* (1992): „Ich lebe, also bin ich“. Postmoderne und weibliche Identität. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 16, 2/4, 125-144.
- Muthesius, D.* (1997): Musiktherapeutische Beiträge zu einem veränderten psychosozialen Versorgungsbedarf alter, erkrankter Menschen. *Musiktherapeutische Umschau*, 18/2, 79-93.
- Myers, D.E.* (1986): An investigation of the relationship between age and music learning in adults. Diss., University of Michigan.

- Naul, R., Hardman, K., Pieron, M. & Skirstad, B. (1998): Physical activity and active lifestyle of children and youth. Schorndorf: K. Hofmann.
- Nelson, K. (1989): Narratives from the crib. Cambridge: Harvard Univ. Press.
- Nemeth, C.J. (1986): Differential Contributions of majority and minority influence. *Psychological Review*, 93, 23-32.
- Neubauer, W. (1976): Selbstkonzept und Identität in Kindes- und Jugendalter. München: Reinhardt.
- Neumann, B. (1970): Identitäts- und Rollenzwang, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Neunteufler, H. (1987): Identitätsmuster. Aspekte zur Identitätsproblematik von Frauen. Wien:
- Nicolescu, B. (1996): La transdisciplinarité. Manifiéste. Paris: Editions du Rocher.
- Niederer, A. (1969): Zur gesellschaftlichen Verantwortung der gegenwärtigen Volksliedforschung. In: Festschrift Gerhard Heilfurth, Kontakte und Grenzen, Göttingen.
- Nietzsche, F. (1988): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hg. v.G. Colli u. M. Montinari. München: dtv.
- Niketta, R. (1993): Musikalische Sozialisation: Urteils- und Meinungsbildung. In: Bruhn et al. (1993), 329-339.
- Nunner-Winkler, G. (1988): Identität: Das Ich im Lebenslauf. *Psychologie heute*, 15, 56-64.
- (1990): Jugend und Identität als pädagogisches Problem. *Zeitschrift für Pädagogik*, 36, 5, 672-686.
- Oeltze, H.-J. (1997): Intermediale Arbeit in der Integrativen Musiktherapie. In Müller, L., Petzold, H.G. (Hg.): Musiktherapie in der klinischen Arbeit: integrative Modelle und Methoden. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag, 113-136.
- Oerter, R., Noam, G. (1999): Der konstruktivistische Ansatz. In: Oerter, R. et al. (Hg.): *Klinische Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Beltz, 45-78.
- Papoušek, M. (1991): Vorsprachliche Kommunikation zwischen Mutter und Kind als Wegbereiter der Sprachentwicklung. Unveröffentlichte Habilitation, Med. Fakul. der Universität München.
- (1994): Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Anfänge der Sprachentwicklung in der vorsprachlichen Kommunikation. Bern: Huber.
- , Papoušek, H. (1995): Vorsprachliche Kommunikation: Anfänge, Formen, Störungen und psychotherapeutische Ansätze. In: Petzold, H.G. (Hg.): Die Kraft liebevoller Blicke. Paderborn, Junfermann, 123-142.
- Pauls, M. (1990): Identitätsbildung und Selbstbewußt-Werdung. Sankt Augustin: Akademie Richarz.
- Paulus, P.B., Dzindolet, M.T. Poletes, G. & Camacho, L.M. (1988): Perception of performance in group brainstorming: The illusion of group productivity. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 19, 78-89.
- Pazzini, K.J. (1985): Ein bildlicher Zugang zum Identitätsbegriff. *Loccumer Protokolle*, 58, Wolfsburg.
- Petzold, H.G. (1979k): Psychodrama-Therapie. Paderborn: Junfermann (2. Aufl. 1985).
- (1982d): Kranke lassen sich nicht „recyclen“. *Zeitschrift für Humanistische Psychologie*, 1/2, 21-33.
- (1984i): Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie. *Integrative Therapie*, 1/2, 73-115.
- (1990g): Vorlesungen zur Sozialgerontologie I: Nonverbale Interaktion, II: Prinzipien der Organisationsentwicklung im Heimwesen. Vorlesungen auf dem Studientag von Pro Senectute Österreich, 7.12.1990, Batschuns/Vorarlberg.
- (1991a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie. Paderborn: Junfermann.
- (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration – Chronosophische Überlegungen. In: Petzold (1991a), 333-395.
- (1992a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 2: Klinische Theorie. Paderborn: Junfermann.
- (1992b): Konzepte zu einer integrativen Emotionstheorie und zur emotionalen Differenzierungsarbeit als Thymopraktik. In: Petzold (1992a), 789-870.

- (1992m): Die heilende Kraft des Schöpferischen, *Orff-Schulwerk-Informationen*, 50, 6-9; repr. in: *Integrative Bewegungstherapie* 1, 1993, 10-14.
- (1993d): Identität und Entfremdung. Düsseldorf: FPI.
- (1994a): Mehrperspektivität – ein Metakonzept für die Modellpluralität, konnektierende Theorienbildung für sozialinterventives Handeln in der Integrativen Supervision. *Gestalt und Integration*, 2, 225-297 und in *Petzold* (1998a), 97-174.
- (1994c): Metapraxis: Die „Ursachen hinter den Ursachen“ oder das „doppelte Warum“ – Skizzen zum Konzept „multipler Entfremdung“ und einer „anthropologischen Krankheitslehre“ gegen eine individualisierende Psychotherapie. In: *Gestalt* (Schweiz) 20, 6-28 und in *Hermer, M.* (Hg.): Die Gesellschaft der Patienten. Tübingen: dgvt (1995), 143-174.
- (1994d): „Das Fremde, die eigene Identität und die Angst – Chancen und Hindernisse interkultureller Arbeit“. Vortrag auf dem Studientag des Carl-Orff-Institutes am 14.12.1993 in Salzburg. Düsseldorf: FPI.
- (1994n): Musik-künstlerische Heilpädagogik – auf dem Wege zu einer künstlerischen und wissenschaftlichen Disziplin, *Orff-Schulwerk-Informationen*, 53, 24-30.
- (1995a): Weggeleit und Schutzschild. Arbeit mit protektiven Prozessen und sozio-ökologische Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: *Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H.* (Hg.): Therapeutische Zugangsweisen zu den Erfahrungswelten des Kindes. Theorie und Praxis der Integrativen Kindertherapie. Bd I, Paderborn: Junfermann, 143-188.
- (1995f): Fremdheit, Entfremdung und die Sehnsucht nach Verbundenheit – anthropologische Reflexionen. Vortrag auf dem internationalen Symposium des Orff-Instituts am 29.06.1995 in Salzburg. In: *Orff-Schulwerk Forum Salzburg* (Hg.): Das Eigene – das Fremde – das Gemeinsame. Dokumentation, Mozarteum, Salzburg 1995, 20-32.
- (1996j): Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, „Kulturarbeit“ – Werkstattbericht mit persönlichen und prinzipiellen Überlegungen aus Anlaß der Tagebücher von *Victor Klemperer*, dem hundertsten Geburtstag von *Wilhelm Reich* und anderer Anstöße, *Integrative Therapie* 4, 371-450.
- (1996k): Der „Andere“ – der Fremde und das Selbst. Tentative, grundsätzliche und persönliche Überlegungen für die Psychotherapie anlässlich des Todes von *Emmanuel Levinas* (1906-1995). *Integrative Therapie*, 22, 319-349.
- (1997p): Das Ressourcenkonzept in der sozialinterventiven Praxeologie und Systemberatung. *Integrative Therapie*, 23, 435-471 und in: *Petzold* (1998a), 353-394.
- (1997w): Integrative Musiktherapie – Eine Ausbildung mit klinischer, ästhetischer und psychotherapeutischer Schwerpunktbildung. In: *Müller, L., Petzold, H.G.* (Hg.): Musiktherapie in der klinischen Arbeit: integrative Modelle und Methoden, Stuttgart: Gustav Fischer Verlag, 278-297.
- (1998a): Integrative Supervision, Meta-Consulting und Organisationsentwicklung. Paderborn: Junfermann.
- (1998f): Konnektivierung, Integration, Pluralität – Auswirkungen der Moderne auch im psychotherapeutischen Feld. *Gestalt*, 33 (CH), 26-64.
- (1998h): Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung, Bd. 1 und 2, Sonderausgabe von *Gestalt und Integration*. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- (1999b): Psychotherapie in der Lebensspanne. *Gestalt* (Schweiz) 34, 43-46.
- (1999e): Feldentwicklung: Palermo – und was danach? Ein EAGT-Kongress (eventuell) in der Schweiz? Überlegungen zu Parrhesie, Innovation und Kongressdidaktik aus Integrativer Sicht. In: *Gestalt* (Schweiz) 35, 44-62.
- , *Bubolz, E.* (1976a): Bildungsarbeit mit alten Menschen. Stuttgart: Klett.
- , *Ebert, W. & Sieper, J.* (1999a): Kritische Diskurse und Supervisorische Kultur. Supervision: Konzeptionen, Begriffe, Qualität. Probleme in der supervisorischen „Feldentwicklung“ – transdisziplinäre, parrhesiastische und integrative Perspektiven. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. (in Vorb.)

- , *Lemke, J., Rodriguez-Petzold, F.* (1994b): Die Ausbildung von Lehrsupervisoren. Überlegungen zur Feldentwicklung, Zielsetzung und didaktischen Konzeption aus Integrativer Perspektive, *Gestalt und Integration*, 2, 298-349.
- , *Mathias, U.* (1983): Rollenentwicklung und Identität. Paderborn: Junfermann.
- , *Müller, L.* (1997): Wie wirkt Musiktherapie im gerontopsychiatrischen Setting. In: *Müller/Petzold* (1997), 248-277.
- , *Orth, I.* (1990a): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- , — (1994a): Kreative Persönlichkeitsdiagnostik durch „mediengestützte Techniken“ in der Integrativen Therapie und Beratung. *Integrative Therapie*, 20, 340-391.
- , — (1994c): Integrative Kunsttherapie – ein kreativer Ansatz der Kulturarbeit und der Krankenbehandlung. In: *Faust, J., Marburg, F.* (Hg.): Zur Universalität des Schöpferischen, 196-215. Münster: Lit.
- , — (1999a): Die Mythen der Psychotherapie. Ideologien, Machtstrukturen und Wege kritischer Praxis. Paderborn: Junfermann.
- , —, *Sieper, J.* (1999b): Psychotherapie, Mythen und Diskurse der Macht und der Freiheit. In: *Petzold/Orth* (1999a), 15-66.
- , *Petzold, Ch.* (1993a): Soziotherapie als methodischer Ansatz in der Integrativen Therapie. In: *Petzold/Sieper* (1993a), 459-482. repr. in idem (1993a), 1263-1290.
- , — (1991a): Lebenswelten alter Menschen. Hannover: Vincentz.
- , — (1991b): Soziale Gruppe, „social worlds“ und „narrative Kultur“ als bestimmende Faktoren der Lebenswelt alter Menschen und gerontotherapeutischer Arbeit. In: *Petzold/Petzold* (1991a), 192-217; repr. in *Petzold* (1992a), 871-986.
- , *Sieper, J.* (1993a): Integration und Kreation. 2 Bde. Paderborn: Junfermann. 2. Aufl. 1996.
- , — (1998): Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen. In: *Petzold* (1998h), 265-299.
- , *Steffan, A.* (1999b): Ausbildung, Selbsterfahrung und Selbstmodelle in der Integrativen Therapie – Hintergründe, Konzepte und Forschungsergebnisse zu einer „transversalen“ Weiterbildungskultur. In: *Gestalt* (CH), 36 (ersch. Okt. 99)
- Peuke, R.* (1989): Körper und Identität. Ahrensburg b. Hamburg: Czwalina.
- Peukert, U.* (1979): Interaktive Kompetenz und Identität. Düsseldorf: Patmos.
- Platta, H.* (1998): Identitäts-Ideen. Zur gesellschaftlichen Vernichtung unseres Selbstbewusstseins. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Porst, H.* (1998): Die gekaufte Potenz. Viagra, Sex, Lifestylemedizin. Darmstadt: Steinkopff.
- Probst, G.* (1978): Zur Psychologie des Stimmungsschlagers. *Ad marginem XXI.*
- Rabinow, P., Dreyfus, H.L.* (1987): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reck, S.* (1981): Identität, Rationalität und Verantwortung, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reese-Schäfer, W.* (1989): Lyotard zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Reinhart, J.* (1942/43): Das Volkslied. Bern: Francke.
- Reimle, J.-P.* (1998): Aus alt mach neu, *Radiomagazin*, 9, 6.
- Renz, M.* (1996): Zwischen Urangst und Urvertrauen. Paderborn: Junfermann.
- Rittelmeyer, Ch.* (1971): Zur Auswirkung der Prestigesuggestion auf die Beurteilung Neuer Musik. *Musik und Bildung*, 3/2, 72-74.
- Rochholz, E.L.* (1857): Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, gesammelt und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig: Barth.
- Rose, N.* (1989): Individualizing Psychology. In: *Shotton/Gergen* (1998), 99-118.
- Rösing, H.* (1993): Musik im Alltag. In: *Bruhn et al.* (1993), 113-130.
- , *Phleps, T.* (1993): Erziehung und Musik: Persönlichkeitsentwicklung. In: *Bruhn et al.* (1993), 368-376.
- Rossmeyer, A.* (1999): Das ZDF-Fernsehgarten-Kochbuch mit Armin Rossmeyer: Lifestyle- und Fitnessrezepte für Sommer, Freizeit und Gastlichkeit. München: Verlags-haus Goethestrasse.
- Rüedi, P.* (1994): Die Enteignung des Volksvermögens. In: *Seiler* (1994), 7-12.

- Rueger, Ch. (1991): Die musikalische Hausapotheke für jede Lebens- und Stimmungslage von A bis Z. Genf: Ariston.
- Ruhloff, J. (1979): Zur Kritik der emanzipatorischen Pädagogik-Konzeption. In: Stein, G. (Hg.): Kritische Pädagogik. Hamburg: Hoffmann & Campe, 181-194.
- Rumpf, H. (1976): Unterricht und Identität. München: Juventa.
- Rutter, M., Rutter, M. (1992): Developing Minds. Challenge and continuity across the life span. London: Penguin Books.
- Ruud, E., Mahns, W. (1992): Meta-Musiktherapie. Wege zu einer Theorie der Musiktherapie. Stuttgart: Gustav Fischer.
- Sampson, E.E. (1985): Identity Politics Challenges to psychology's understanding. *American Psychologist*, 48, 1219-1230.
- (1989): The Deconstruction of the Self. In: Shotter/Gergen (1998), 1-19.
- (1993): Identity politics. Challenges to psychology's understanding. *American Psychologist*, 48, 1219-1230.
- Schädelin, I. (1987): Identität – ein Begriff und seine pädagogische Bedeutung, Zürich: Schöffer, A. (1978): Kritische Kommunikation und gefährdete Identität, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schäfer, G.E. (1983): Verlorenes Ich – Verlorenes Objekt. Zerstörungsprozesse im pädagogischen Handeln. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Scharfetter, Ch. (1985): Allgemeine Psychopathologie. Stuttgart: Thieme (3. Aufl. 1991).
- Schenda, R. (1972): Das Elend der alten Leute. Düsseldorf: Patmos.
- Schepping, W. (1985): Europäische Volksmusikforschung. In: Kreft, E. (Hg.): *Lehrbuch der Musikwissenschaft*, Düsseldorf: Schwann, 621-693.
- Scherer, G. u.a. (1982): Studien zum Problem der Identität. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Scherr, A. (1995): Soziale Identitäten Jugendlicher. Politische und berufs-biographische Orientierungen von Auszubildenden und Studenten. Opladen: Leske+Budrich.
- Scheuer, W. (1988): Zwischen Tradition und Trend. Die Einstellung Jugendlicher zum Instrumentalspiel. Eine empirische Untersuchung. Mainz: Schott Musik Verlag.
- Schiwy, G. (1985): Poststrukturalismus und „neue Philosophen“. Reinbek: Rowohlt.
- Schlenker, B.R. (1980): Impression management: The self-concept, social identity, and interpersonal relations. Monterey: Brooks Cole.
- Schmeiser-Rieder, A., Kiefer, I. & Kunze, M. (1998): Frauen Kursbuch. Bad Wörishofen: Kneipp-Verlag.
- Schmid-Kunz, J. (1998): Im Kleid der Heimat. *St. Galler Tagblatt* (27. Juni 1998, S. 3).
- Schmitz, H. (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Bonn: Bouvier.
- Schoenebeck, M., von (1987): Was macht Musik populär. Untersuchungen zu Theorie und Geschichte populärer Musik. Frankfurt: Peter Lang.
- , Brandhorst, J., Gerke, H. J. (1992): Politik und gesellschaftlicher Wertewandel im Spiegel populärer Musik. Essen: Die Blaue Eule.
- Schubert, V. (1984): Identität, individuelle Reproduktion und Bildung. Gießen:
- Schulten, M.L. (1990): Musikpräferenz und Musikpädagogik. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Schwarzer, G. (1994): Entwicklung der Melodiewahrnehmung. Analytische und holistische Prozesse. Heidelberg: Asanger.
- Schweitzer, F. (1985): Identität und Erziehung. Weinheim: Beltz.
- Schwenk, O.G. (1995): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturosoziologie. Leverkusen: Leske+Budrich.
- Schwinger, S., Scheib, W. (1998): Hurra, wir leben länger! Ein Lifestyle-Buch. Wien: Orac.
- Sedlmaier, S., Sedlmaier, P., Kuß, E.-M. (1999): Farb- und Typberatung – der Sommer. Immer gut aussehen mit den richtigen Farben. München: Südwest.
- Seiler, Ch. (1994): Verkaufte Volksmusik. Die heikle Gratwanderung der Schweizer Folklore. Weltwoche, Zürich: Weltwoche ABC
- Seiss, R. (1986): Identität und Beziehungen. Stuttgart: Neuhausen.
- Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Berlin: Berlin.

- Shotter, J. (1989): Social Accountability and the Social Construction of 'You'. In: *Shotter/Gergen* (1998).
- , Gergen, K.J. (1989): *Texts of Identity*. London: Sage Publications.
- Shuter-Dyson, R. (1993): Musikalische Sozialisation: Einfluß von Peers, Elternhaus, Schule und Medien. In: *Bruhn et al.* (1993), 305-316.
- (1993): Tonalität und Harmoniegefühl. In: *Bruhn et al.* (1993), 299-304.
- Sieber, H. (1985): Identitätslernen in der Diskussion. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sinn, D. (1988): *Die Kritik am Identitätsprinzip*, Bonn: Bouvier.
- Slugoski, B.R. & Ginsburg, G.P. (1989): Ego Identity and Explanatory Speech. In: *Shotter/Gergen* (1998), 36-55.
- Sommer, M. (1988): *Identität im Übergang: Kant*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sponseel, R. (1995): *Handbuch Integrativer Psychologischer Psychotherapie, IPPT, IEC*. Erlangen.
- Standley, J.M., Madson, C.K., (1990) Comparison of infant preferences and responses to auditory stimuli: music, mother, and other female voice, *Journal of Music Therapy*, 27/2, 54-97.
- Steele, C.M. (1988): The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In: *Berkowitz, L.* (Hg.): *Advances in experimental social psychology*, Vol. 21, 261-302. New York: Academic Press.
- Stoll, G. (Hrsg.) (1995): *Aufatmen erlaubt. Von einem ausgewogenen Lebensstil*. Neuhäusen: Hänssler-Verlag.
- Straub, J. (1991): Identitätstheorie im Übergang? Die Identitätsforschung, der Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau*, 23, 49-71.
- Straus, F. (1991) Alltägliche Identitätsarbeit. Ein strukturorientiertes Modell. Materialien (12) des Teilprojektes A6. München: Ludwig-Maximilians-Universität, Sonderforschungsbereich 333.
- , Höfer, R. (1994): Halbe Chancen und doppelte Risiken. Die veränderte Bedeutung von Erwerbsarbeit und Qualifizierungsprozessen für die Identitätsbildung benachteiligter Jugendlicher. Materialien (34) des Teilprojektes A6. München: Ludwig-Maximilians-Universität, Sonderforschungsbereich 333.
- , Höfer, R. (1997): Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: *Keupp, H., Höfer, R.* (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 270-307.
- Strauss, A.L. (1974): *Spiegel und Masken*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (1978): A social world perspective. In: *Denzin, M.K.* (Hg.): *Studies in symbolic interaction*, Vol. 1. Greenwich: JAI Press, 119-128.
- Strobel, W., Huppmann, G. (1978): *Musiktherapie. Grundlagen, Formen, Möglichkeiten*. Göttingen: Hogrefe.
- Stroebe, W., Hewstone, M., Codol, J.-P. & Stephenson, G.M. (1996³): *Sozialpsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Stroß, A.M. (1989): Schizophrenie, narzißtischer Rückzug und Zynismus – drei Spielarten des Identitätsverlustes. In: *Lenzen, D.* (Hg.): *Melancholie als Lebensform*, Berlin: Reimer, 81-96.
- Stuwe, G. (1988): Klischees und Selbstbilder. Lebenslagen, Perspektiven und Identitätsfindung von Jungen und Mädchen aus Migrantenfamilien. Berlin: Streit.
- Suppan, W. (1978): *Volkslied. Seine Sammlung und Erforschung*. Stuttgart: Metzler.
- Swann, W.B. (1987): Identity negotiation: Where two roads meet. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 1038-1051.
- Tatschmurat, C. (1980): *Arbeit und Identität*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Taylor, C. (1994): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Titze, M. (1985): Individualpsychologie. Ziel ist die Gemeinschaft. In: *Petzold, H.G.* (Hg.): *Wege zum Menschen*, Bd. 2. Paderborn: Junfermann, 7-100.
- Trainor, L.J. (1991): What makes a pattern good? Infants' processing of melodic structure. Paper presented at the Society of Research in Child Development, Seattle.

- Trehub, S. (1985): Auditory pattern perception in infancy. In: *Trehub, S.E., Schneider, B.* (Hg.): Auditory development in infancy. New York: Plenum.
- , *Thorpe, L.A., Rainor, L.J.* (1990b): Infant's perception of good and bad melodies. *Psychomusicology*, 9/1, 5-19.
- Triandis, H.C.* (1989): The self and social behaviour in differing cultural contexts. *Psychological Review*, 96, 506-520.
- Tunks, T.W.* (1993): The transfer of musical learning. In: *Colwell, R.* (Hg.): Handbook of research on music teaching and learning. New York: Schirmer, 437-447.
- Turkle, S.* (1998): Leben im Netz. Identitäten im Zeitalter des Internet. Reinbek: Rowohlt.
- Turner, J.C.* (1991): Social Influence. Pacific Grove, CA.
- Twisk, J.W.R., Kemper, H.C.G., van Mechelen, W.* (1997): Which lifestyle parameters discriminate high-from low-risk participants for coronary heart-disease risk factors. *Journal of Cardiovascular Risk* 5/6, 393-400.
- Unruh, D.R.* (1983): Invisible Lives. Social world of the aged. Beverly Hills.
- Veelken, L.* (1978): Einführung in die Identitätstherapie. Stuttgart: Enke.
- (1976): Versuche zur Grundlegung einer Identitätstheorie und ihrer soziologischen Aspekte sowie ihre Bedeutung für die außerschulische Jugendarbeit. Dortmund: Steinkopff.
- Virillo, C.* (1980): La esthétique de la disparition. Paris: Balland.
- Volmerg, U.* (1978): Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vygotsky, L.S.* (1978): Mind and society: a development of higher psychological processes. Cambridge: Harvard Univ. Press.
- Wagner, H.-J.* (1987): Handlung und Ich-Identität. Eine Studie im Anschluß an Georg Herbert Mead. Berlin:
- Walsh, R. N., Vaughan, F.* (1985): Psychologie in der Wende. Bern: Scherz.
- Walters, G.D.* (1990): The criminal lifestyle: patterns of serious criminal conduct. Newbury Park, CA: Sage.
- (1998): Psychotherapy integration: contributions from lifestyle theory. *Journal of Psychotherapy Integration*, 8/3, 147-158.
- Waterman, Ch. A.* (1990): The Junior Fújì Stars of Agbowo: popular music and Yorùbá children. In: *Wilson/Roehmann* (1990), 79-87.
- Weber, C.* (1989): Selbstkonzept, Identität und Integration: Eine empirische Untersuchung türkischer, griechischer und deutscher Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung VWB.
- Wegelin, R.U.* (1999): Mit Tradition ins nächste Jahrtausend. *St. Galler Tagblatt* (5. Juli 1999), 34
- Wellendorf, F.* (1973): Schulische Sozialisation und Identität. Weinheim: Beltz.
- Wellmer, A.* (1985): Zur Dialektik von Moderne und Postmoderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Welsch, W.* (1993): ICH ist ein anderer. Auf dem Weg zum pluralen Subjekt? In: *Reigber, D.* (Hg.): Frauen Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz. Düsseldorf: Econ, 282-319.
- Werbik, H.*, Die Bedeutung der Informationstheorie für die experimentelle Ästhetik, Tübinger Antrittsvorlesung vom 7.7.1969, Universität Tübingen.
- Werner, H.* (1985): Metaphysik – Zeichen – mimesis – Kastration. Möglichkeiten und Grenzen begrifflichen Philosophieverständnisses nach J. Derrida. Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft.
- Wiechell, D.* (1975): Didaktik und Methodik der Popmusik. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- (1977): Musikalisches Verhalten Jugendlicher. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Wiget, C.J.* (1998): Schöne Trachtenparade. *Brückenbauer, Wochenzeitung der Migros*, 26 (CH), 23. Juni 1998, 20-27.
- Wilden, A.* (1980): System and Structure. New York.
- Wilson, F.R., Roehmann, F.L.* (1990): Music and child development, St.Louis: MB Music.
- Wimmer, K.-M.* (1988): Der Andere und die Sprache. Berlin: Reimer.

- Wimmer-Puchinger, B. (1993): Frau und Gesundheit. Kommunale Life-Style-Study. Wien: WHO-Projekt.
- Winkler, M. (1979): Geschichte und Identität, Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Wiora, W. (1959): Der Untergang des Volkslieds und sein zweites Dasein. *Musikalische Zeitfragen*, 7, 9-25.
- Young, K. (1989): Narrative Embodiments: Enclaves of the Self in the Realm of Medicine. In: *Shotter/Gergen* (1998), 152-165.
- Ziehe, T. (1975): Pubertät und Narzißmus, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Zillmann, D., Bhatia, A. (1989): Effects of associating with musical genres on heterosexual attraction. *Communication Research*, 16, 263-288.

Adressen der Autoren:

Lotti Müller, Lic. phil., MSc.
GH - 9042 Speicher
Birt 519

Prof. Dr. Dr. Hilarion
Petzold c/o EAG - FPI
Wefelsen 5
D - 42499 Hückeswagen